

EDITORIAL

Sollen wir innerhalb von Institutionen eine Veränderung der gesellschaftlichen Zustände bewirken oder ausserhalb? Haben wir – bei genauerer Analyse der Funktion solcher Institutionen – überhaupt eine Wahlmöglichkeit?

Verschiedene Institutionen wie die Kirchen, der Staat (die Beiträge beziehen sich vor allem auf diese), Schule und Familie sind nur vermeintlich Systeme, in die wir uns hinein- resp. aus denen wir uns hinausbegeben können. Denn die in diesen Institutionen vermittelten Normen und Werte beanspruchen nicht nur innerhalb ihrer Grenzen Gültigkeit, sondern werden auch nach aussen getragen.

Der marxistische Philosoph Louis Althusser bezeichnet die verschiedensten Institutionen wie Kirche, Schule, Familie, Gewerkschaft, Parteien, Information als Ideologische Staatsapparate, die auf der Grundlage der Ideologie funktionieren. Dabei besteht für ihn ein direkter Zusammenhang zwischen der Ideologie der jeweils herrschenden Klasse und der in und durch diese Institutionen verbreiteten Werte. «Unseres Wissens kann keine herrschende Klasse dauerhaft die Staatsmacht innehaben, ohne gleichzeitig ihre Hegemonie über und in den Ideologischen Staatsapparaten auszuüben.» 1)

Dasselbe gilt auch für den Zusammenhang zwischen diesen Institutionen und dem Patriarchat. Um die Herrschaft des Patriarchats zu sichern, müssen die patriarchalen Werte durch Institutionen wie Kirche, Schule und Familie verbreitet werden.

Dasselbe gilt auch für die Funktion dieser Institutionen bezüglich des Patriarchats. Zur Sicherung der Herrschaft des Patriarchats und Aufrechterhaltung seiner Unrechtsstrukturen braucht es Institutionen, die die dem Patriarchat eigenen Werte und Normen verbreiten. Dabei bedienen sich diese nicht nur der Mittel der Propaganda, sondern auch – mehr oder weniger subtiler Mittel der Repression: die Schule bestraft, die Kirche

exkommuniziert, Kultur und Information zensurieren, durch die Norm Familie werden andere Lebensformen als minderwertig oder gescheitert betrachtet und finanziell benachteiligt. Die Entscheidung, ob wir uns innerhalb oder ausserhalb von Institutionen engagieren, ist weitgehend eine Frage der Struktur und der Strategie. Weder können wir uns durch den Austritt aus solchen Institutionen den geltenden Normen entziehen, die das gesamtgesellschaftliche Leben prägen, noch ist die Schaffung alternativer Institutionen bereits schon Garantie für die Durchsetzung neuer menschlicher Werte. Frauenarbeit und Frauenkampf sind nicht schon deshalb feministischen Zielen verpflichtet, weil sie ausserhalb patriarchaler Institutionen stattfinden. Ich zweifle, ob es uns gelingt, durch das Schaffen einer FrauenKirche (welche sich zwar als Teil der offiziellen Kirche versteht), durch die Gründung von alternativen Schulen, die Besetzung von Fabriken als Kulturzentren, durch alternative Lebensformen oder die autonome Frauenbewegung der herrschenden Ideologie nicht nur andere Werte, sondern auch eine Macht entgegenzusetzen, die nicht auf Ausschluss und Ausbeutung, sondern auf Anerkennung der Gleichheit aller Menschen beruht. Gebrauchen nicht auch wir zur Durchsetzung unserer Anliegen Repressionsmittel wie Gesprächsverweigerung, Sanktionen oder Ausschluss?

Auch wenn wir unsere Anliegen auf gesamtgesellschaftlicher Ebene vielleicht nie durchzusetzen vermögen, so hoffe ich, dass es uns wenigstens gelingen möge, fair zu kämpfen und unsere Macht nicht auf der Ohnmacht anderer aufzubauen.

Li Hangartner

1) Louis Althusser, *Ideologie und ideologische Staatsapparate*, Hamburg 1977, 122

Feministische Politik drinnen und draussen: ZerreiSSproben

Die Stärke der Frauenbewegung liegt für mich nach wie vor in ihrer Vielfältigkeit, was sich allerdings als schwieriges Unterfangen entpuppt. Ich fühle mich derzeit als eine politisch Heimatlose. In den folgenden sieben Thesen will ich versuchen zu erläutern, was mir für eine fruchtbare feministische Politik, drinnen und draussen, wesentlich erscheint. Die Ambivalenzen, in die ich drinnen und draussen gerate, bleiben; meine Zerrissenheit lässt sich nicht einfach beseitigen.

1. Frauen sind nicht Männer, wenn sie denken! Theoriebildung muss Bestandteil einer breiten, vielfältigen Frauenbewegung sein, auch wenn Wissensbereiche (wissenschaftliche Institutionen) immer noch mehrheitlich von Männern besetzt sind.

Die komplexen Zusammenhänge realpolitischer Tatbestände und Fragestellungen (z.B. sozialpolitische und ökologische Probleme) können nicht ohne anstrengende Denkarbeit diskutiert werden, um wirkungsvolle Widerstandsformen zu entwickeln. Damit wende ich mich gleichzeitig gegen einen ungebrochenen, blinden Aktionismus. Genauso wie in unserer Gesellschaft der Graben zwischen Intellektuellen und dem Volk (den unwissend Gehaltene, die eben «intuitiv» handeln) be-

wusst tiefer gegraben wird, bemerke ich in der Frauenbewegung die Tendenz, Theorie und Praxis einander ausschliessend entgegenzustellen. Dies drückt sich unter anderem darin aus, dass Strassenaktionen hochgejubelt werden, während jegliche Bemühungen um politische Mehrheiten oder die oppositionelle Arbeit in den politischen Institutionen und Strukturen als «verräterisch» abgelehnt werden. Feministische Politik ist drinnen und draussen machbar und wird nicht antifeministisch, sobald wir uns in fremden, männerbesetzten Gebieten widersetzen: Das bürgerliche Parlament ist und bleibt dabei ein Ort der absoluten Heimatlosigkeit und wird es hoffentlich auch bei einer 50-Prozent-Quotierung für möglichst viele Frauen bleiben, denn wir können nicht an Bekanntem anknüpfen. Die Einmischung von Frauen in männerdominierte Kompetenzbereiche bleibt eine ambivalente: Sie bedingt einerseits die Auseinandersetzung mit herrschenden theoretischen Normgefügen und verlangt andererseits immer wieder ein konsequentes Querdenken, zuweilen sogar ein Ausbrechen. Von Erfolgen können wir als politische Denkerinnen sprechen, wenn es uns inner- und ausserhalb gelingt, neue Verbündete zu finden, die sich durch unsere Sprache und Aktio-

nen überzeugen und gewinnen lassen. Dazu brauchen wir theoretisches Bewusstsein und das ständige Überprüfen unseres Handelns. Theorie und Praxis, Denken und Aktion, gehören zusammen.

2. Im kollektiven Wissens- und Erfahrungsaustausch lernen und lehren wir über die Zusammenhänge in unserem Leben. Dabei geht es darum, dass Frauen sich kompetent machen.

Erfahrungen aus meiner Schulzeit sowie aus der Politischulung haben auch mich zuweilen theorie- und lernfeindlich gemacht. Wenn wir im Gegensatz dazu widerständiges und demokratisches Lernen praktizieren wollen heisst das: gemeinsame Auseinandersetzung statt individuelles Pauken, lustvolle Lernformen statt hierarchisches Frontaldozieren, Zusammenarbeit und Anerkennung statt pure Abgrenzung, die Benennung von Widersprüchen statt Rückzug ins Private und damit in die Resignation. Dieser Wissens- und Erfahrungsaustausch darf aber nicht nur in unseren Reihen, im Ghetto, stattfinden. Es sollte zu einem konstruktiven Austausch kommen, der möglichst viele Frauen kompetent macht und weiterbringt und dem es gelingt, starre Blöcke zu durchbrechen und damit vielleicht sogar politische, soziale oder biografische Grenzen zu sprengen.

Als wir, zwei FraP-Frauen (Kantonsrätinnen der Gruppe «Frauen, macht Politik!»), gleich an der ersten Sitzung im frischgebohnerten Ratssaal alle Rätinnen (von 180 Parlamentssitzern sind 37 von Frauen besetzt) zum Rätinnentreff einluden, erschienen zu unserem Erstaunen auch fast alle; zumindest waren aus allen Fraktionen Frauen vertreten. Und das ist bis heute bei den regelmässigen monatlichen Treffen so geblieben. Diese Initiative brachte uns aber aus Kreisen der linken und autonomen Frauenbewegung den Vorwurf ein, mit den Bürgerlichen zusammenzuspannen. Das Rätinnentreff als Forum der Meinungsbildung und des Versuchs, neue Allianzen über Parteiblöcke hinweg zu bilden, hat für mich weder etwas mit Anbiederung zu tun, noch bilde ich mir ein, Frauen mit anderen biografischen Hintergründen und politischen Haltungen von ihrem bürgerlichen Kurs abbringen zu können. Ich möchte nichtsdestotrotz aufgrund der bisherigen Erfahrungen an diesem Experiment festhalten. Die Isolation und Einsamkeit der Frauen beim Politikmachen trifft ebenso christlichsoziale, liberale und progressive Frauen.

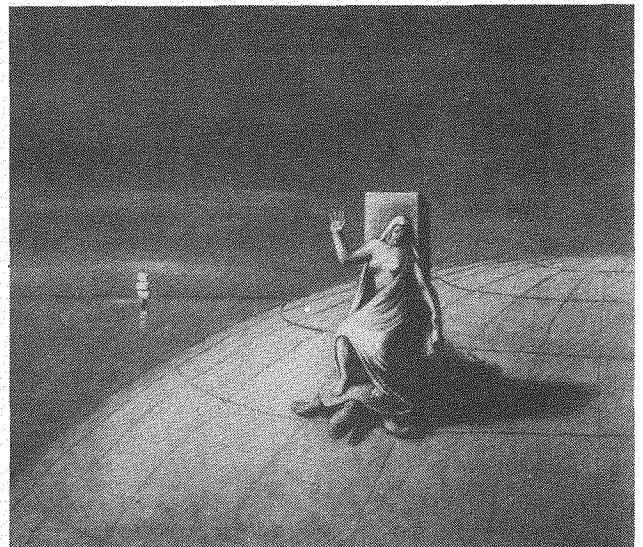
Kollektiver Erfahrungs- und Wissensaustausch muss Grenzen sprengen und sensibilisiert damit zweifelsohne neue Frauen für feministische Anliegen.

3. Lernen wir aus der Frauengeschichte und aus Frauengeschichten! 20 Jahre neue Frauenbewegung sind Grund genug dazu. Die Aussage «Das Private ist das Politische» hat ihre Gültigkeit behalten.

Die Trennungslinie zwischen öffentlichem Leben und Privatleben fördert die Abschiebung vieler gesellschaftlicher Probleme in die persönlich versagende Individualität und wirft Frauen immer auf den Konflikt ihrer gesellschaftlichen Isolation zurück. Über Frauengeschichte, zu der wir mit unseren vielen individuellen, vergleichbaren und unterschiedlichen, Frauengeschichten gehören, wissen wir noch gar wenig. Die Aneignung von Wissen über unsere Geschichte, unter anderem über die Erfolge und Niederlagen der neuen Frauenbewegung seit ihrem Aufbruch zu Beginn der 70er Jahre, muss denn auch Ausgangspunkt für unsere Politik bleiben. Oft vergessen wir viel zu schnell, statt in Erinnerungsarbeit, in genauen Rückblenden festzuhalten, was wir (noch lange nicht) erreicht haben. Erschöpft geben wir uns Rückzugsgedanken hin, vor allem angesichts der Langwierigkeit politischer und gesellschaftlicher Prozesse und verdrängen damit manchmal die Ansprüche und Folgen, die Veränderungen mit sich bringen.

Für die Parlamentsarbeit sowie für die Verbindung mit der Basisbewegung braucht es Verbindlichkeit und Kontinuität. In den bestehenden parteiförmigen Organisationen fühlen sich nach wie vor viele Frauen nicht aufgehoben. Auch die Bildung einer Frauenpartei hat mich bisher nicht zu überzeugen

vermocht. Der Entschluss, mit Frauenlisten an Wahlen teilzunehmen, den wir nicht ohne heftige Kontroversen gefällt haben, führte zur Gründung der Gruppe «Frauen, macht Politik!», kurz FraP genannt, die sich aus organisierten und nicht organisierten Frauen zusammensetzt. Was wir aus unserer Geschichte lernen können, ist, dass die breiter werdende Frauenbewegung nicht eine einheitliche Masse darstellt, die sich unter einen Hut buttern lässt, sondern dass sie wandelbar bleiben muss. Veränderungsprozesse auf vielen Ebenen zu ermöglichen und durchzusetzen, ist das historische Recht und die Notwendigkeit der Frauenbewegung. Vergessen wir dabei nicht, dass es verschiedene politische Wege gibt, die sich nicht ausschliessen müssen. Und vergessen wir nicht die Kämpfe unserer Mütter und Grossmütter sowie diejenigen der jüngeren Frauen, die nicht immer wieder beim Punkt Null beginnen sollten.



Edgar Ende, *Frau auf der Schildkröte*

4. Setzen wir der Verfilzung in der Männerwelt die Vernetzung einer Frauenlobby gegenüber. Die Summe vielstimmiger und vielzähliger Widerstandsformen von Frauen, die in unterschiedlichen Bewegungs- und Organisationsformen tätig sind, ergibt wirksamere Veränderungsmöglichkeiten.

Als Beispiel eines Vernetzungsversuchs möchte ich den aktuellen Kampf um Frauenräume, d.h. um ein Frauenkulturzentrum in der Zürcher Kaserne, schildern. Hier haben immer wieder Frauen aus unterschiedlichen Aktionsbereichen, parlamentarisch und ausserparlamentarisch Tätige, versucht, zusammenzuarbeiten. Ausgangspunkt der Forderung nach einem Frauenkulturzentrum war die Situation des bestehenden Frauenzentrums in Zürich (durch eine massive Mietzinserhöhung in seiner Existenz bedroht), sowie die Tatsache, dass Frauen zu wenig Raum und Finanzen für soziale, politische und kulturelle Projekte haben. An einer Solidaritätsveranstaltung des Wyberrates für das Frauenzentrum wurde beschlossen, nicht nur Bestehendes zu verteidigen, sondern offensiv vorzugehen. Auftakt zur Öffentlichkeitsarbeit war die darauffolgende Pressekonferenz des Wyberrates im September 1986, an der 50 Frauen ihre Anliegen erläuterten.

Es folgten verschiedene Aktionen, wie das Verteilen von «Trambilletts» mit dem Aufdruck «Frauenkulturzentrum», eine Eingabe bei der VBZ zur Umbenennung der Tramhaltestelle «Kaserne», die Besetzung des Stacheldrahtes um das Kasernenareal durch «Hexen» und eine Frauenkette um die ehemalige Soldatenhochburg. Gleichzeitig wurden Gespräche mit BehördenvertreterInnen geführt und mit Gemeinderätinnen zusammengearbeitet, die mit parlamentarischen Vorstössen die Forderung nach Frauenräumen auf's politische Parkett brachten. In der Folge wurde eine Unterschriftensammlung organisiert und ein Trägerinnenverein gegründet.

Die Forderung nach «mehr Raum für Frauen» und damit die Kampagne für ein Frauenkulturzentrum in der Kaserne vereinigte im Rahmen des Wyberrates alle Frauenprojekte, -initiativen und -gruppen, die im sozialen, kulturellen und politischen Bereich entstanden sind, denn allen gemeinsam ist das Fehlen geeigneter Räumlichkeiten und finanzieller Mittel. Die anlässlich der Pressekonferenz erarbeitete Dokumentation umfasst die Selbstdarstellung sämtlicher Gruppierungen wie Frauenhäuser, Nottelphone, INFRAS (Informationsstellen für Frauen), Frauenambulatorium, Framamu (Frauen machen Musik), FIZ (Fraueninformationszentrum Dritte Welt) und andere mehr.

Das Frauenkulturzentrum konnten wir bis heute noch nicht feierlich eröffnen. Trotzdem: Dieses Beispiel zeigt, dass sich ergänzende, kollektive Politikeingriffe von Frauen möglich sind.

5. Unsere Erfahrung ist das Medium, die Selbsttätigkeit unser Ziel. Die Geduld der Frauen ist die Macht der Männer und vor der Machtfrage werden wir uns in keinem einzigen Lebensbereich drücken können.

Verändern und patriarchale Herrschaftsverhältnisse abschaffen wollen, heisst Einfluss nehmen und damit, ein Stück Macht erobern. Sich Macht nehmen – denn geschenkt wird sie uns nicht – ist ungemütlich, anstrengend und verunsichernd. Die Abschaffung von Frauenunterdrückung als allgemeine Herrschaftssicherung, setzt die Selbsttätigkeit von Frauen und neu überdachte und gelebte Geschlechterverhältnisse voraus. Dazu müssen wir uns nicht nur bewegen (lassen), sondern müssen unsere Sache in die eigenen Hände nehmen, ohne Opfer und damit Mittäterinnen zu sein, ohne in die uns ebenfalls zugeordnete Rolle der Trümmerfrauen des Patriarchats zu schlüpfen, die einmal mehr aufräumen, putzen und entseuchen sollen.

Durch Einmischung und gleichzeitiges Draussenbleiben passen wir uns nicht an, sondern krepeln politische Strukturen und Institutionen um. Struktur- und Selbstkritik sollen dabei zum Zuge kommen, ohne energiefressende Abgrenzungskämpfe unter Feministinnen zu inszenieren, die Mütter und Nichtmütter, Lesben und Heteras, Autonome und Organisierte spalten. Machtkämpfe finden auch unter Frauen statt: eine schmerzliche, aber notwendige Feststellung, weil mitunter persönliche Antipathien zu politischen Differenzen erhoben werden.

6. «Es geht ein Gespenst um die Welt: die Resignation.» (Robert Jungk) Auch der Umgang mit Enttäuschungen ist lernbar, ohne dabei von unseren Utopien abzuweichen.

Zugegeben: Viele von uns haben sich die Realisierung ihrer Visionen von einer besseren Welt in einer schnelleren Gangart ausgemalt. Die Gefahr der Resignation hat uns dabei begleitet und sich bei einigen unter uns auch breitgemacht.

Ermutigt hat mich Robert Jungk. Im Vorwort seines Buches «Projekt Ermutigung» (Rotbuch Verlag, Berlin 1988) schreibt er: «Es gibt heute viele Anzeichen dafür, dass dem Wandel des Bewusstseins, den wir bereits erleben, der Wandel im Handeln folgt und zum Teil bereits erfolgt ist. Je mehr Menschen sich ihrer kritischen Lage bewusst werden und darauf nicht mit Flucht reagieren, sondern mit Standhalten, desto eher kann Rettung kommen.»

Zu diesem Wandel hat die Frauenbewegung jetzt bereits Wesentliches beigetragen. Frauenanliegen und feministisches Gedankengut haben in weiten Kreisen Fuss gefasst und lösen mancherorts Unsicherheit aus. Die Beharrlichkeit feministischer Politik, drinnen und draussen, muss auch häufiges Scheitern ertragen. Zum beharrlichen Weitermachen, zum Leben in einer lebensfeindlichen und -bedrohenden Welt, gehört ein produktiver Umgang mit Enttäuschungen. Damit denke ich nicht etwa an Verdrängung, sondern an die reale Kraft, dieses Gespenst immer wieder zu verscheuchen.

7. Die Zeit für eine Streitkultur unter Frauen ist gekommen. Politikmachen, drinnen und draussen, braucht Streit. Zetteln wir ihn gemeinsam an!

Es scheint, als würde es uns zunehmend Schwierigkeiten bereiten, «wir» zu sagen. Natürlich ist Frausein kein Programm und es gibt Trennendes zwischen uns. Ich bin für die Benennung von Unterschieden, Gegensätzen und Widersprüchen zwischen Frauen und möchte trotzdem von «uns» sprechen, weil ich immer noch überzeugt bin, dass unsere Stärke im Bündeln unserer Kräfte liegt. Was wir dazu brauchen – und auch das können wir lernen – ist eine produktive Streitkultur. Die euphorischen Zeiten der öffentlichen Hearings und Vollversammlungen scheinen hinter uns zu liegen. Müsstem wir nicht gerade dieses Modell wieder beleben? Könnten wir nicht in diesen heftigen, kontroversen und lebendigen Auseinandersetzungen auftanken, statt uns auf trügerische Inseln zurückzuziehen und uns in abgeschotteten Nischen einzurichten? Wir haben nichts zu verlieren! – Oder eher: Wir leben in einer Zeit, in der wir alles verlieren können!

Christine Goll

Gekürzte Fassung eines Referates, gehalten an der ersten schweizerischen Frauen-Sommeruniversität der Villa Cassandra im August 1988.

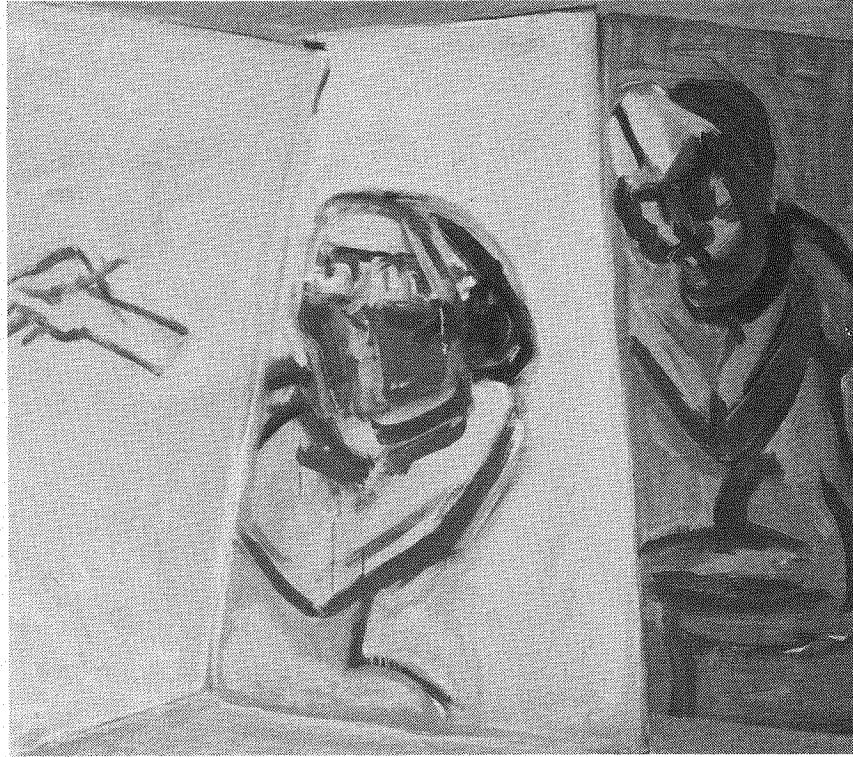
Bilanz nach vier Jahren Einmischung

Je länger ich über den Titel «Bilanz nach vier Jahren Einmischung» nachdenke – die Fama-Redaktorinnen haben mich gebeten, unter diesem Titel über meine Erfahrungen zu berichten –, desto mehr merke ich, dass der Titel eigentlich gar nicht stimmt. Das «drinnen» und das «draussen» lassen sich nicht so haarscharf voneinander trennen. War ich die vier Jahre stadtberner Exekutivtätigkeit wirklich «drinnen»? Und bin ich jetzt wirklich «draussen»? Von «Amt und Würde» her gesehen stimmt es natürlich schon. Aber was mein Engagement, meine Hoffnungen, meine Erfahrungen anbelangt, ist die Trennungslinie viel komplizierter.

Meiner «Einmischung» im Sinne der Tätigkeit in der Exekutive ging eine intensive Auseinandersetzung mit der Frage voraus, ob ich in die politischen Strukturen hineingehen oder

ausserhalb bleiben will. Vor allem schmerzliche Erfahrungen mit den Strukturen der eigenen Partei, in die ich mich voll investiert hatte, zwangen mich zu dieser Auseinandersetzung. Ich spürte klar, dass ich dem politischen Geschehen nicht fernbleiben wollte, legte mir aber die verschiedensten «Gebrauchsanweisungen» zurecht, wie ich damit umgehen wollte. «Energiehaushalt» war da ein Stichwort, «sich auch einmal zurückziehen können, wenn nichts mehr geht», «breitbeinig über der Randlinie stehen, ein Bein drinnen, ein Bein draussen, und je nach dem das Gewicht nach innen oder nach aussen verlagern», aber «den Fuss in der Tür lassen», und vieles andere mehr.

Diese Dinge haben mir am Anfang meiner «Einmischung» als Berufspolitikerin sehr geholfen. Ich versuchte immer, meine



Maria Lassnig, 2 Maler, 3 Leinwände

Verletzlichkeit zu behalten, wohl auch meine «Fremdheit» in politischen Strukturen, von denen ich wusste, dass sie letztlich immer patriarchalisch waren. Am Anfang beschäftigte mich dann und wann die Frage, wie ich wohl sicherstellen könnte, dass ich nicht plötzlich «hineingenommen» würde, integriert gleichsam, die kritische Distanz verlieren würde. Aber es fand dann zunehmend das Umgekehrte statt: Ich wurde mit der Zeit eher desintegriert.

Wenn ich mir das rückblickend überlege, so lag es an verschiedenen Dingen. Auf der einen Seite wurde ich selbstbewusster, sicherer, und ich hatte mir die Arbeit mit der Zeit so eingerichtet, dass mir auch anderes durch den Kopf gehen konnte. Vor allem aber – und das war sicher der Hauptgrund – veränderte sich das politische Umfeld: Die nächsten Wahlen rückten wieder ins Blickfeld und es trat eine spürbare Verhärtung ein. Ich will hier nicht einzelne Begebenheiten dazu schildern, in der Öffentlichkeit ist sicher das Stichwort «Tschernobyl – Demonstration» für den Anfang dieser Verhärtung am ehesten in Erinnerung.

Das war nun aber auch der Moment, in dem mir meine «Gebrauchsanweisungen» nichts mehr nützten, und diese Erfahrung erscheint mir heute eindeutig als die bedeutsamste. Plötzlich war die vorübergehende «Gewichtsverlagerung auf das äussere Bein» nicht mehr möglich, wenn ich vor mir nicht unglaublich werden wollte. Oder anders gesagt: In bestimmten, zugespitzten Situationen hätte «Gewichtsverlagerung auf das äussere Bein» notwendigerweise den formellen Rücktritt aus der Exekutive bedeutet. Und wenn ich das nicht wollte, so musste ich öffentlich machen, dass ich mit der Mehrheitsmeinung dieses Gremiums nicht einverstanden war – darin bestand die einzige Möglichkeit, weiterhin dabeizubleiben. Bis ich das begriffen hatte, erlebte ich einige sehr schwierige Augenblicke. Ich wollte meine Arbeit nicht verlieren, wollte überhaupt auch politisch «dranbleiben» am Geschehen, und doch hatte ich eine grosse Angst zu überwinden. Heute weiss ich sehr klar: es war nicht die Angst vor der vorzusehenden Reaktion der Öffentlichkeit, sondern es reute mich die politische «Beziehungsarbeit», die ich zuvor geleistet hatte, und die durch ein solches Sich-Ausserhalbstellen natürlich gefährdet war.

In all diesen ausserordentlichen Situationen habe ich immer wieder erfahren, dass die Leute letztlich nur ein einziges Beziehungsverhalten kennen, dass sie also mit privaten und politischen Beziehungskonflikten mehr oder weniger analog umgehen. Für Feministinnen eigentlich eine tröstliche Feststellung: Sie beweist eben, dass das Private politisch ist: Das Politische ist insofern «privat», als jedeR PolitikerIn darin die Muster des privaten Beziehungsverhaltens zur Anwendung bringt. Denn Politik beruht immer auf Beziehungen, ob es nun um sich gegenseitig ermutigende Beziehungen zwischen Gleichgesinnten geht oder um Auseinandersetzungen mit Andersdenkenden.

Meine persönliche Schlussfolgerung – und da habe ich vor einigen Jahren noch anders gedacht: Genau so, wie man/frau keine persönlichen Beziehungen eingehen kann, ohne sich letztlich emotional hineinreissen zu lassen, so kann man und vor allem frau nicht politisch aktiv werden, ohne solche «Risiken» einzugehen. Meine «Gebrauchsanweisungen» taugen schon etwas, aber nur ein Stück weit.

Und deshalb stimmt es eben nicht mit der linearen Trennungslinie zwischen «drinnen» und «draussen»: Ich habe in diesen vier Jahren noch hautnah erlebt, wie das Patriarchat funktioniert und wie gefährlich es ist. Ich habe auch sehr hautnah erlebt, wie Gegenkräfte entstehen, ökologische, pazifistische und vor allem feministische, wann und warum sie entstehen. Ich weiss heute sehr viel mehr, ich habe mehr Erfahrung, und mit dem Wissen um die Intensität der patriarchalen Gefahr ist auch die Hoffnung auf die Gegenkräfte gewachsen. Es gilt heute, alle diese Gegenkräfte zu ermutigen, zu stärken und sie zu vernetzen, ganz egal ob sie innerhalb oder ausserhalb von «Ämtern und Würden» gedeihen. So wird die Trennungslinie für mich sehr relativ, sie wird zu etwas, das frau eigentlich eliminieren sollte. Je länger desto weniger möchte ich mich in meinem Verhältnis zu dieser vermeintlichen Trennungslinie definieren, sondern vielmehr in meinem Verhältnis zum Vernetzungsprozess um diese Linie herum. Und in diesem Engagement bin ich heute mehr «drinnen» den je. So wird der lineare Strich der Trennungslinie für mich immer mehr zur Wellenlinie oder sogar dreidimensional zur Spirale. Ein hoffnungsvolles Zeichen!

Gret Haller

Der Geist weht, wo sie will (1)

Schön, dieser Satz. Voll der Euphorie derer, die übermütig und ein wenig trotzig auch die Kirche, diesen schwerfälligen Fels, mit diesem sonderbar sperrigen Geist nicht gerade zu verrücken, doch aber in Verlegenheit zu bringen versuchen. Ver-rücken, das wäre gewiss ein verrückter Wunsch. In Schwingungen versetzen, das vielleicht, auf dass sie realisiert, wie starr und ungastlich sie für all jene geworden ist, die wissen, dass es Zeiten gibt, in denen der Bestand des Christlichen nur gerettet werden kann, wenn vieles sich verändert. In Schwingungen versetzen, auf dass wir alle spüren, dass da noch Leben ist, Vision, Lust, sie zu verwirklichen. Wo der Geist Gottes ist, da ist Freiheit, heisst es bei Paulus. Und wenn man der Vielgestaltigkeit des Geistbegriffes in der jüdisch-christlichen Tradition etwas nachgeht, so zeigt sich in aller Violdimensionalität doch ein Grundmuster: Geist bezeichnet immer die weltzugewandte Seite Gottes, seine Immanenz, seine Anwesenheit in der Welt. Die im hebräischen weibliche «ruach» meint den Atem des Lebens, der alles durchweht. Geistin Gottes, das ist das Leben im Leben, die Kraft, lebendig zu sein, im Leben gehalten zu sein; eine Kraft, die rätselhaft bleibt, rätselhaft wie der Wind, der plötzlich da ist, alles in Bewegung bringt und sich dann irgendwohin verliert, ungeschuldet da und ungefragt wieder entzogen.

Das Göttliche bleibt damit aber nicht einfach das Entzogene, das Transzendente, es ist immer auch das sich in-Beziehung-Setzende, in-der-Welt-ankommen-Wollende. Gott benennt etwas, das in Bewegung ist, in Bewegung setzt.

Der Geist weht, wo sie will. In diesem Satz drückt sich nicht mehr und nicht weniger aus als der Anspruch, dass unsere Aufbrüche etwas von diesem unruhigen, freiheitsliebenden Geist atmen, diesem Geist, mit dem sich streiten lässt gegen all die strukturellen, hierarchischen Vereinnahmungen von Wahrheit. Streiten gegen eine Kirche, die zu vergessen scheint, dass sie in ihren Anfängen eine innerjüdische Erneuerungsbewegung war, eine von prophetisch-messianischen Traditionen getragene und an charismatische Kompetenz gebundene Gemeinschaft. Erst später wurde sie dann zu jener strukturell verfestigten, zentralistischen Grossorganisation, die, um sich als solche zu erhalten, eher auf Macht, Kontrolle und Sanktionen baute, denn auf Verlebendigung und Inspiration. Man mag den Übergang von der Bewegung zur Institution mit all ihren gerade auch für Frauen negativen Konsequenzen bedauern, als Verrat an den Ursprüngen betrachten, oder darin eine notwendige Anpassungsleistung sehen, die es der christlichen Gemeinschaft ermöglichte, historisch zu überdauern – wie auch immer: es erwuchs aus diesem Übergang ein die Geschichte des Christentums kontinuierlich durchziehender Konflikt zwischen einer Kirche, die sich relativ pragmatisch in ihren jeweiligen politischen und sozialen Kontext fügt und ihre Identität durch systematisch geschlossene Glaubenskonzepte und die Einforderung von Gehorsam sichert und einer Kirche, die sich immer wieder in Erneuerungsbewegungen äussert, in Bewegungen, die getragen werden von einem radikalen Glaubensengagement und meist die Tendenz besitzen, soziale und politische Hierarchien aufzubrechen. Manche dieser Bewegungen wurden strukturell in die Kirche eingebunden und so immer auch in ihren radikalen, gegenkulturellen Inhalten entschärft (z.B. Orden), andere, die diesen Integrationsprozess unmöglich machten, weil sie sich dem kirchlichen Macht- und Wahrheitsanspruch nicht unterwarfen, wurden vernichtet (z.B. Ketzerbewegungen), wieder andere trennten sich von der existierenden religiösen Institution und bildeten neue institutionelle Formen (z.B. reformatorische Kirchen). (2)

Der Geist der Freiheit – ein in der Regel nicht gerade erwünschter Gast, nicht in den Kirchen, nicht in der Welt. Er schafft Unordnung anstelle von Stabilität, bricht auf, anstatt

zu heilen, schafft den Schmerz der Ungewissheit, anstelle der Tröstung durch Beheimatung, rüttelt an festgebauten Mauern, auf dass sie Brot hergeben und Wein.

Wir, dieser unserer Kirchen und ihrer Diener müde, freuen uns natürlich über diesen nicht domestizierbaren Stachel im Fleisch der Kirche, über den Keil des noch nicht Eingelösten, den diese Geistin in alles treibt, was sich eingerichtet hat und als Bestand des Wahren und Guten gilt. Der Ehrlichkeit halber sei sie aber auch an uns gestellt, die Frage, wie wir's denn mit dieser göttlichen Freiheit halten, wieviel wir davon zu ertragen vermögen. Auch, ob es lebendiger ist, unser Zusammensein, ob sie geist-reicher sind, unsere Auseinandersetzungen, ob sie offen genug sind, unsere Ordnungen, die wir zu schaffen beginnen, offen genug, damit uns der Atem nicht ausgeht, der uns einmal Neues wagen liess und mit dem wir auf das Recht zu Veränderungen pochten.

Die Ruach Gottes ist etwas, das antreibt, auf Verwirklichung hindrängt – nur, was für eine Veränderung, ein Antrieb wozu? Zu lieben, Liebe zu verwirklichen, sagt die christliche Tradition. «Die Frucht des Geistes aber ist die Liebe», heisst es bei Paulus. So ganz ziellos weht sie also nicht, gebunden bleibt sie an ihr wozu, das da heisst: Liebe und Gerechtigkeit und Solidarität. Geistin Gottes, das ist nicht nur ein Abgrenzungsbegriff gegen alles, was sich gegen Veränderung sperrt, ist nicht bloss ein Name für individuelle Spiritualität, also für die eigene, gelebte Religiosität, auch nicht einfach eine Legitimation von «Gruppeninteressen». Geistin Gottes, das steht auch für all das, was uns befähigt, in dieser Welt dafür zu kämpfen, dass alle mit Würde und ausreichender Nahrung leben können. Steht für das, was uns befähigt, das Gute zu tun, uns das Gute als Möglichkeit, trotz aller Widerlegungen durch Geschichte, immer wieder neu zuzutrauen.

Die Ruach Gottes, sie steht für das, was alles, das unverzichtbar ist, im Leben hält, was dazu verhilft, dass wir davon immer wieder in Atem gehalten werden und nicht aufgeben.

Gott ist nicht einfach «jemand», und weil sie nicht einfach jemand ist, gehört sie auch niemandem, ist Abbild von niemandem, nicht der Männer, nicht der Frauen. Gott ist nichts, was besessen werden kann, worauf sich eine Kirche bauen liesse, wie auf einen Fels. Mit dieser Geistin lässt sich streiten gegen all die Versuche, das Göttliche auf etwas festzuschreiben – den Vater beispielsweise, den Herrn und König, der in den Himmeln thront, unbeweglich, machtbesessen und unantastbar. Es lässt sich streiten damit für Veränderung, Vergegenwärtigung, für Neugier und die Vorstellung, dass das, was wahr und unverzichtbar ist, auch immer wieder neu in der Welt und in uns selbst Fleisch werden muss. Gott als Geistin – das verpflichtet uns, kein Bild, keine Umschreibung Gottes für unabänderlich und vollkommen zu halten, verpflichtet uns dazu, den Raum, den wir als Kirche verstehen, dem alten Prinzip der *ecclesia semper reformanda* zu unterwerfen.

Die christliche Rede vom Geist ist nicht nur eine immerwährende, imgrunde sogar theologisch integrierte Korrektur an allem, was als «Ein-für-alle-Mal» auftritt, also auch quasi ein Instrument für unsere Kritik an der herrschenden Männertheologie und Männerkirche, sondern auch eine bleibende Frage an uns – feministische Kirchenfrauen und Theologinnen-, die wir das Gewicht felsen-fester Vorstellungen und Bilder zu spüren bekommen haben und darüber hinauskommen wollen. Wir gehen ja davon aus, dass unsere Aufbrüche die Ruach Gottes atmen. Gehen davon aus, dass wir nicht die alten Fehler wiederholen wollen, dass wir unseren Erfahrungen, all unseren Erfahrungen, den Raum geben wollen, der ihnen gebührt, ohne sie gleich systematisieren und widerspruchsfrei machen zu wollen. Wir gehen davon aus, dass unsere Einsichten Vorläufigkeitscharakter haben, dialogisch reflektiert werden wollen und nicht ausgrenzen sollen. Gleich-

zeitig wollen wir aber gewiss auch vermeiden, die Frage nach der Wahrheit auf die Frage des persönlichen Geschmacks und damit auf Beliebigkeit zu reduzieren, sind wir alle von unaufgebaren Grundsätzen getragen, die sich möglicherweise ähnlich sind, deren Verschiedenheit aber in konkreten Einzelfragen oft deutlicher wird, als uns lieb ist. Wir werden um Konflikte also nicht herumkommen und diese Konflikte sind in vielem uralt.

Die Ruach Gottes – und diese Erfahrung hat bereits die frühe Kirche gemacht – steht für eine Kraft, welche sich nicht einfach strukturell bändigen lässt, die über das Bestehende immer als das Vorläufige, das noch zu Verändernde hinausdrängt und damit Vieles immer wieder neu zur Diskussion stellt. Jede Gemeinschaft, die sich als solche versteht, lebt aber auch von gemeinsamen Grundlagen, von etwas, das die Vielfalt bindet und zügelt. Dies führt natürlich zu Dauerkonflikten, Konflikten zwischen dem Anspruch, den Geist der Freiheit zuzulassen und dem Bedürfnis, gewisse unhintergehbare Gruppendefinitionen zu formulieren, dem Konflikt also zwischen Individualität und der Fähigkeit, Konsens herzustellen. Dass das schwierig ist, diese Erfahrung machen auch all jene unter uns, die den Wunsch haben, die Frauen möchten sich nicht mehr als Mitglieder einer Kirche sehen, welche schlussendlich Männer gestalten und repräsentieren, sondern sich als Frauen, die Kirche sind, also als «Frauen-Kirche», verstehen. Je

mehr wir werden, je mehr diesen Wunsch hegen, desto spannungsvoller wird das Zusammengehen der damit verbundenen Vielfalt. Gerade weil wir mit dem Anspruch aufgetreten sind, endlich unsere Erfahrungen als Frauen ernstzunehmen und zum Ausgangspunkt theologischen Nachdenkens zu machen, müssen wir auch die lebensbedingte Vielgestaltigkeit solcher Erfahrungen ernstnehmen, Erfahrungen, die sich oft nur schwer harmonisieren lassen. Dass der Geist weht, wo sie will, ist nicht nur ein trotziges Ja für unsere Aufbrüche, nicht nur ein Bekenntnis zu unserem Kirchesein, sondern auch ein Anspruch an uns, diese ganze spannungsvolle Präsenz des Lebens in uns wahrzunehmen und auszuhalten.

Der Geist weht, wo sie will – das ist nicht nur ein schöner Satz, auch wenn er wahr ist.

Silvia Strahm Bernet

1) *Gekürzte und etwas überarbeitete Fassung eines Vortrages mit dem Thema «Wo der Geist Gottes ist, da ist Freiheit», gehalten an der Paulus-Akademie Zürich anlässlich einer Frauentagung mit dem Titel «Der Geist weht, wo sie will», im Mai 1988.*

2) *Vgl. dazu: Rosemarie Radford Ruether, Geisterfüllte Gemeinschaft und historische Institution: Verbindungen und Konflikte, in: Rosemarie Radford Ruether, Unsere Wunden heilen / Unsere Befreiung feiern. Rituale in der Frauenkirche, Kreuz Verlag, Stuttgart 1988.*

Wieviel Dissidenz ist innerhalb der Kirche möglich?



Maria Lassnig, *Mit dem Kopf durch die Wand*

Im Januar 88 veröffentlichte die Theologin Li Hangartner im Luzerner Pfarreiblatt vier Artikel zum Thema Maria. «Maria – was aus ihr gemacht wurde», könnte etwas salopp der Inhalt der Serie umschrieben werden. Als Theologin, Frau und Mutter legte Li einige Standpunkte und Ansichten dar, die für einen guten Monat einen Wirbel in der Luzerner Presse auslösten. Gierig stürzten sich Zeigefinger-KatholikInnen auf Aussagen, wie zum Beispiel: «dass wir annehmen müssen, dass Maria kein Verständnis für das öffentliche Auftreten ihres Sohnes hatte, und dass sie ihm bis zu seinem Tode fern stand.» Die Geistlichkeit wollte sich nicht von einer Frau in ihre Verkündigungsinhalte dreinreden lassen; und das Kirchenvolk spürte, wie das, was ihm als absolute Wahrheit präsentiert wurde, ins Wanken geriet. So wehrten sie sich gegen die «anti-römische, feministische» Verfasserin des Artikels, die es sogar noch wagte, sich als Theologin zu bezeichnen!

Im Arbeitskreis Feministische Theologie löste dies eine intensive Diskussion aus. Dem Arbeitskreis gehören acht bis zehn Frauen, vorwiegend Theologinnen aus der Region Luzern an. Einige von ihnen sind von einer Pfarrei angestellt, andere arbeiten frei oder bei Institutionen im kirchlichen Randbereich. Die durch die Artikel ausgelösten Kontroversen trafen die Gruppe an einer empfindlichen Stelle. Die Frage der theologischen Arbeit innerhalb oder ausserhalb der Institution, aber auch die Solidarität unter denen, die «drinnen», bzw. «draussen» arbeiten, waren Thema des Gesprächs.

Es zeigte sich, dass jene von uns, die in einer Pfarrei arbeiten, vor allem die Praxis der kleinen und sorgfältigen Schritte wählen. Sie wollen verhüten, dass sie von den Pfarreiangehörigen vorschnell schubladisiert und nicht mehr angehört werden (*die ist ja eine Feministin!*). Im mehr prozessorientierten Vorgehen stehen sie immer wieder in der Spannung zwischen Radikalität und geduldigem Warten. Für die Theologinnen «drinnen» stellt sich diese Frage in erster Linie als eine didaktische: nach der *Art und Weise*, auf welche die Leute dazu geführt

werden können, ihre «katholischen Selbstverständlichkeiten» in Frage zu stellen. Warum sollen sie mit radikalen Formulierungen vor den Kopf gestossen werden, wenn der Inhalt auch anders serviert werden kann?

Das Stichwort «radikale Formulierungen» will Li nicht gelten lassen. Sie ist der Überzeugung, in ihrem Artikel sehr offen, aber ausgesprochen sorgfältig formuliert zu haben. Es ist durchaus zu verantworten, wenn ein paar PfarreiblattleserInnen deswegen einige «unruhige Nächte» verbracht haben. Sie möchte ihnen etwas zu-muten – im guten Sinn! Theologinnen, die «draussen» arbeiten, wollen also eher Veränderungen bewirken, indem sie herausfordern und dadurch zwangsläufig auch verunsichern.

An dieser Stelle finden sich die beiden Standpunkte. Alle sind der Überzeugung, dass durch Provokation (in den Medien z.B.) der «Boden gelockert» werden kann für die Basisarbeit in den Pfarreien. Solidarität unter den verschiedenartig tätigen feministischen Theologinnen ist also etwas Grundlegendes. Es zeigte sich auch, dass Frauen, die einen bestimmten Standpunkt einer kritischen Theologie erreicht haben, nicht mehr sofort merken, welche Äusserungen Anstoss erregen könnten. Die Distanz zu einem im traditionellen Sinn kirchlichen Umfeld ist zu gross! Schlussendlich ist es ganz sicher auch eine Frage der Person und der persönlichen Geschichte,

welche Vorgehensweise oder welche Art der Arbeit einer Theologin zusagt. Jene, die in einer Pfarrei engagiert sind, stehen in einem Prozess mit einer mehr oder wenig konstanten Gruppe von Menschen. Sie müssen sorgfältig arbeiten, um ein Vertrauensverhältnis aufzubauen. Dafür erhalten sie eine gewisse Bestätigung und auch eine Art Beheimatung. Häufig haben sie aber auch zwei Rollen zu spielen; jene in der FrauenKirche und jene in der Pfarrei.

Die frei arbeitenden Theologinnen verzichten auf diese Verwurzelung. Ihre direkte Verantwortlichkeit ist begrenzt auf ein jeweiliges Ereignis (z.B. Vortrag, Artikel u.ä.), und sie können sich viel leichter wieder zurückziehen. Sie erfahren immer wieder, dass ihre z.T. langjährige Veränderungsarbeit doch nicht die gewünschten Früchte trägt, und wenn etwas wächst (z.B. eine Frauengruppe nach einem Vortrag), sind sie dabei oft nicht mehr beteiligt. Stattdessen hören sie überall wieder die gleiche Kritik und die alten Fragestellungen!

Solidarität unter den feministischen Theologinnen «drinnen und draussen» ist sicher ein zentrales Anliegen. Sie wird aber nie die Spannungen aufheben können, die in diesen verschiedenen Arten des Engagements liegen. Die Spannung wird bleiben – und mit ihr auch die herausfordernde Dynamik, die an der Grenze zu einem Schwesternstreit spürbar wird.

Rita Blättler

Warum sind wir als Feministinnen noch in der Kirche?

Drinnen – aber aus der Froschperspektive

Seit der Anfrage von Doris Strahm, ob ich für die FAMA über meine Erfahrungen als Pfarrerin etwas schreiben würde, habe ich knapp drei Monate Zeit gehabt, mich in meiner neuen Stelle umzusehen und meine neue Arbeitssituation zu überdenken. Hinter mir liegen eineinhalb Jahre in einer Berner Kirchgemeinde als Pfarrverweserin ohne kirchlichen Unterricht. Ich konnte Teilzeit arbeiten. Diese Zeit brauchte ich für eine erste Tuchfühlung mit dem Pfarrerinberuf. Ich versuche im folgenden, diese Erfahrung etwas zu durchleuchten.

Als Pfarrverweserin war es mir möglich, ausserhalb der Arbeitsgemeinde zu wohnen und nach der Arbeit in ein «normales Leben» wieder einzutauchen. Der relativ lange Arbeitsweg, dieses hin und her, wurde mit der Zeit jedoch immer mühsamer. Ich war weder am Arbeitsort noch am Wohn/Lebensort richtig verwurzelt.

In der Arbeitsgemeinde genoss ich in der Regel sehr viel Vertrauen, oft verschwand das anfängliche Misstrauen nach dem ersten Besuch, und ich wurde als Pfarrerin, was auch immer das heisst, akzeptiert. Die Menschen hielten zu mir als Amtsperson aber dennoch Distanz, was mir das Gefühl gab, trotz allem recht einsam zu sein. Meine Haupttätigkeit bestand vor allem darin, Leute zu besuchen, zuhause oder im Spital, sowie Gespräche für Taufen, Trauungen und Beerdigungen zu führen. Die Vorbereitung von Gottesdiensten gehörte zu den ständigen Aufgaben. Und wenn ich Gottesdienst hielt, stand ich da und redete, auch wieder allein, vor den Leuten. Nun, ich hielt nicht ungern Gottesdienste. Wenn ich mit einer Gruppe zusammen einen Gottesdienst vorbereitete, war mehr Fülle da. Der Aufwand war grösser, aber es machte mehr Spass, und das Thema konnte breiter angegangen werden. Zusammen in der Kirche vor Leuten zu stehen war denn auch leichter. Solche Gruppen-Gottesdienste lagen etwa zwei- bis dreimal im Jahr drin, mehr nicht, weil ich in der Regel die Einzige war, die für diese Arbeit bezahlt wurde und Zeit dafür aufwenden konnte. Dieses Ungleichgewicht zwi-

schen den freiwilligen MitarbeiterInnen und mir war immer da und ist durch nichts wegzudiskutieren.

Obwohl es mir im Grossen und Ganzen nicht schlecht ging als Pfarrerin, hätte ich nicht lange so weitermachen können. Es lag sicher an diesem Einpersonen-Betrieb, mit dem ich mich nicht identifizieren konnte. Raum für Kreativität fehlte mir, weil es fortdauernd sehr viel zu tun gab. Ich war auch nicht sicher, ob die Leute, die jeweils die Gottesdienste besuchten, irgendwelche Änderungen erhofften. Es war mir möglich, innerhalb des Gottesdienstes Kerzen anzuzünden, mehr stille Momente einzubauen, anders formulierte Gebete zu gebrauchen, andere Schwerpunkte beim Predigen zu setzen, aber mehr lag nicht drin.

Ein Resultat dieser eineinhalbjährigen Pfarr-Arbeit war die Suche und das Finden meiner jetzigen Stelle. Allerdings bin ich jetzt als Gemeindegeldnerin zu 60% angestellt, arbeite und wohne am gleichen Ort. Meine Arbeitsschwerpunkte sind Jugendarbeit, kirchlicher Unterricht und Erwachsenenbildung. Ich arbeite in einem Pfarrteam zusammen mit drei Pfarrern (mit einem bin ich seit Jahren befreundet und lebe mit ihm im Konkubinats). Persönliches und Berufliches ist nun sehr stark vermischt. Auf die Dauer hätte ich es mir nicht vorstellen können, den Pfarrberuf allein auszuüben, d.h. ohne einen oder mehrere Menschen, die Anteil nehmen an meinem Berufsalltag. Um diese Lebens- und Arbeitssituation zu ermöglichen – mein Freund und ich arbeiten beide teilzeitlich –, habe ich diese Gemeindegeldnerin-Stelle angenommen, die mir aber ganz klar einen Verlust an Sozialprestige bringt.

Ich habe nun mit vielen Gruppen zu tun. Mein Arbeitsrhythmus ist ruhiger, weil weniger Unvorhergesehenes geschieht, wie z.B. eine Beerdigung. Wenn ich als Pfarrerin in Erscheinung treten möchte, dann halte ich einen Gottesdienst. In meiner jetzigen Situation habe ich Zeit, quasi von der Froschperspektive aus die Kirchenlandschaft anzuschauen. Längerfristig möchte ich Leute finden, mit denen ich etwas Lebendiges in der Kirche aufbauen kann.

Agnes Leu

Und sie bewegt sich doch...

Vor meiner Studienzeit hatte ich Kontakt mit politisch engagierten Frauen einer Frauengruppe. Diesen Frauen bedeutete die Kirche als Institution wenig. Sie fanden, die Kirche hätte bis dahin die patriarchalischen Strukturen nur unterstützt und nicht in Frage gestellt. In diesem Kreise nun lernte ich eine junge Frau kennen, die als Sozialarbeiterin für die reformierte Kirche tätig war. Neugierig geworden, wollte ich wissen, weshalb sie als «frauenbewusste» Frau für die Kirche arbeite? Ihre Antwort ist mir bis heute in guter Erinnerung geblieben und hat auch meine Argumentation, «für die Kirche positiv Stellung zu nehmen», beeinflusst.

Um etwas innerhalb der Kirche verändern zu können, in Bewegung zu bringen, so meine ich wenigstens, muss ich *drinnen* sein, um mitreden und mithandeln zu können. Dies war auch einer der Gründe, warum ich mich fürs Theologiestudium entschied. Ich möchte versuchen, wie im Gleichnis vom Sauerteig, *zusammen* mit Frauen und Männern als Hefe zu wirken. Allein auf mich gestellt, empfinde ich dies als ein Ding der Unmöglichkeit. Ich bin deshalb froh um Freiräume, wo ich mich mit anderen Frauen, die stärker noch als ich feministische Theologie betreiben können, treffe, austausche und mich immer wieder neu auf die Suche begeben kann (ein mir wichtiger Ort dabei ist das Frauennetzwerk). Zum Glück gibt es hier auch in der Gemeinde solche Menschen, die wie Inseln sind, wo ich auftanken, mich auseinandersetzen kann und in meiner Art ernstgenommen werde. Für mich ist die Kirche wie ein riesiges Gefäß, in dem Menschen unterschiedlichster Art, verschiedenster Berufe, Alte und Junge ihren Platz haben und miteinander zusammentreffen können. (Zu sehr eine Traumvorstellung?) Ich erlebe oft, dass aus Begegnungen freundschaftliche Beziehungen wachsen. Ermüdend sind alte Strukturen, die oft nicht partnerschaftlich, sondern autoritär-patriarchalisch geprägt sind und durch bestimmte Normen und politische Vorstellungen zusätzlich verengend wirken. Ich versuche dennoch, das Gespräch mit Andersdenkenden nicht abreißen zu lassen, meinen Standpunkt zu vertreten, aber so, dass ich nicht Schlagwörter gebrauche (Frontenbildung, Abwehrhaltung!); ich höre vermehrt zu, versuche zu verstehen, warum jemand Angst davor hat, dass Frauen ihre eigene Identität wahrnehmen, selbständig denken... Dabei ist es mir ein Anliegen, feministische Ansätze so weiterzugeben, dass sie Gedankenanstöße vermitteln. Ich bin mir aber bewusst, dass ich selbst noch auf der Suche bin nach dem christlichen und partnerschaftlichen Verhältnis von Frauen und Männern in der Kirche als einem Prozess, der für alle befreiend werden könnte, was aber auch bedeutet, dass ich viele Unsicherheiten noch auszuhalten habe.

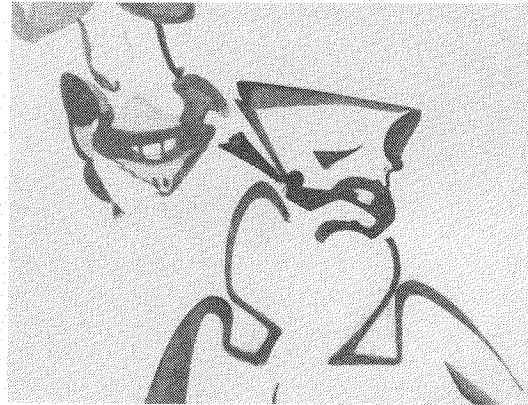
Mit Menschen unterwegs zu sein, zu erleben, dass vor allem auch Frauen in der Gemeinde meine Tätigkeit schätzen, beglückt und bereichert mich. Beharrlich dabei zu bleiben, nicht aufzugeben, wie eine Rizpa scheinbar ohnmächtig zu sein (vgl. 2 Sam 21,10) – eine solche Haltung ermutigt mich, in der Kirche weiterhin zu wirken und hoffnungsvoll auf die verschiedenen Aktivitäten und auf die Vielfalt von Ansätzen zu sehen, die aus dem Kreis von theologietreibenden Frauen innerhalb und ausserhalb der Kirche herauswachsen.

Und sie bewegt sich doch!

Esther Borer-Schaub

Als Feministin in der Kirche

Ich wurde, wie andere auch, nicht als Feministin geboren! Auch wurde ich nicht, wie man gerne behauptet, unbemerkt mit feministischem Gedankengut infiltriert. Christliche Feministin bin ich geworden dank und wegen der Kirche. Hätten mich ihre Vertreter im Verlaufe meiner kirchlichen Sozialisation nicht dauernd belehrt und mir zu verstehen gegeben,



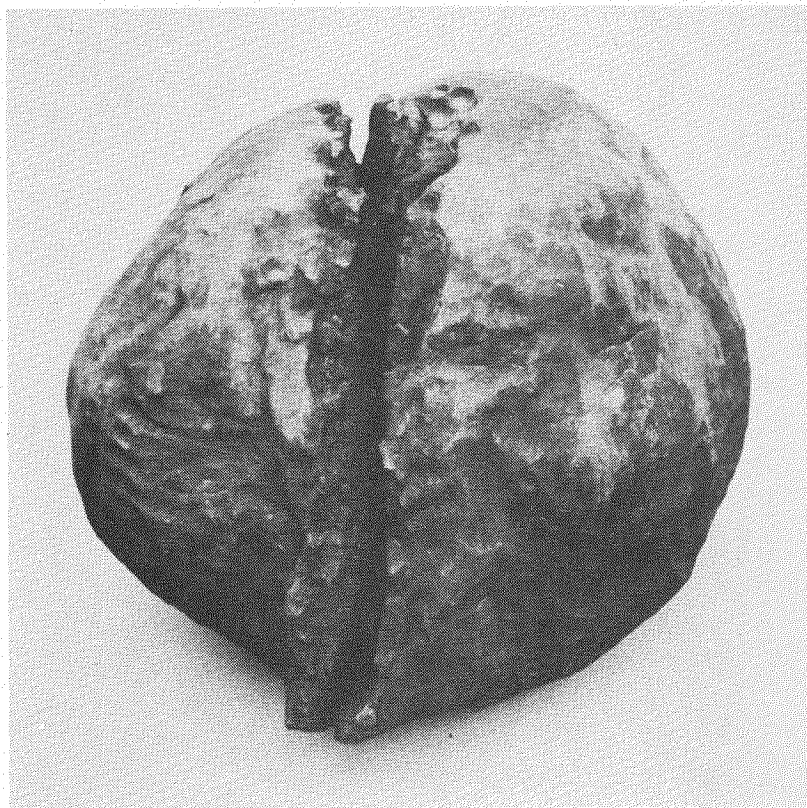
Maria Lassnig, *Bedrohung der Frau*

ich sei, weil weiblichen Geschlechts, weniger wert, anfälliger für die Sünde und müsste mich deshalb ihren gutgemeinten Rat-schlägen fügen, still und gehorsam sein, wären mir heute Begriffe wie Patriarchat und Sexismus fremd geblieben. Ich wäre nie auf die Idee gekommen, Feministin zu werden, hätten sich mir die als Kind schon erzählten Versprechen von Gottes liebender Zu-Neigung vor allem für die Kleinen und Entrechteten, für solche die nie das Sagen haben, nicht nur glaubwürdig, sondern konkret erlebbar erwiesen. Und doch, trotz aller Verkümmern, in ihren Festen und Ritualen konnte ich etwas von dem er-ahnen, was mich unbedingt angeht. Es sind jedoch nicht nur senti-mentale Erinnerungen, sondern auch das im ur-christlichen Glauben manifestierte TROTZDEM, was mich hielt. Und weil ich meine Sehnsüchte nicht einfach entlassen kann und ich Erhofftes nicht aufgeben will, deshalb auch bin ich geblieben. Zum Teil aus Trotz, aus dem Selbst-Bewusstsein, nicht klein begeben zu wollen, meinen Platz nicht lautlos zu räumen. Es sind auch Erfahrungen einer anderen Kirche, die mich halten: Einer Kirche, in der ich ansatzweise gelungene Mit-Menschlichkeit erleben durfte, Orte darin, wo Versöhnung möglich ist. Erfahrungen einer Kirche, erlebbar am Rande, dort, wo Menschen einander begegnen, die nicht viel zu verlieren haben. Ich erlebe sie vor allem bei Frauen und wenigen Männern. Dort an diesen Rändern gibt es sie, die Nischen und Frei-Räume, wo Experimente noch möglich sind. Diese Möglichkeiten will ich noch nicht aufgeben. Solange noch Raum bleibt zum Atmen, und wir mehr werden, die einander mutig unterstützen, denen, die uns schlagen, in die Augen schauen, solange werde ich diesen Platz nicht aufgeben. Allerdings kann ich sie begreifen, all jene Frauen, die solche Hoffnung längst aufgegeben haben, die es vorziehen, ihren eigenen Raum zu suchen, dort in relativer Unabhängigkeit ihre Religiosität gestalten und neue, unkonventionelle Inhalte suchen. Wir sollten nur den Kontakt untereinander nicht verlieren. Wir können uns gegenseitig begleiten, kritisch und einander auch korrigierend, aber vor allem ohne uns zu konkurrieren, was den Herren nur so passen würde. Ich bin auf sie angewiesen, auf jene Frauen, die ungehemmt denken und ausprobieren können. Sie geben mir neue Impulse, eröffnen neue Horizonte, die mir helfen bei meinem Fragen und Suchen.

Manchmal staune ich auch, was trotz eisiger Kälte in dieser Kirche doch noch möglich wird: Im Unterricht bei den jungen Frauen, die neugierig und voller Durst nach Wissen sind, oder in der Erwachsenenbildung, wenn Menschen, Frauen und Männer, ihre Geschicke in die eigenen Hände nehmen, sich nicht beeindruckt lassen von den Oberen. Sie alle halten mich, Menschen, die noch Fragen haben, die ihre Fantasie investieren in den Kampf für das Leben. Meine Arbeit sehe ich als eine Form, mich einzumischen, gegebene Plausibilitäten zu hinterfragen, zu lernen, immer mehr solidarisch zu werden mit jenen, die weniger Kraft haben, sich zu wehren. Eine Gratwanderung, ich weiss. Solange wir uns gegenseitig nicht ent-lassen, habe ich noch Hoffnung.

Barbara Ruch

Hier und jetzt das neue Brot des Lebens backen



Lucio Fontana, Raumkonzept aus dem Zyklus «Natur»

Ein wundervolles Buch ist erschienen! Rosemary Radford Ruether legt uns ein Kompendium, ein Sammelsurium, einen Ideenpool von Ritualen der Frauenkirche in den USA vor, eine Quelle, von der ich schon lange träumte.

«Unsere Wunden heilen – unsere Befreiung feiern, Rituale in der Frauenkirche» (Stuttgart 1988), so der deutsche Titel, erscheint ideengeschichtlich betrachtet zu einem Zeitpunkt in unserem Jahrhundert, wo nach einem tiefgreifenden Säkularisierungsprozess (infolgedessen Religion als Quelle der Sinnstiftung ihre Daseinsberechtigung immer mehr einbüßte) Religion durch eine «Wandlungskrise» (11) wieder zu einer Basis für Menschen wird, die sich zutiefst nach sinnstiftenden Gemeinschaften sehnen. Ruether nennt die Frauen, v.a. die Feministinnen, eine treibende Kraft für die Wiederbelebung des christlichen Glaubens – neben traditionell-reaktionären Wiederbelebungsversuchen konservativer Christen und neben Basisbewegungen in Lateinamerika und andern Ländern der 3. Welt, deren religiöse Praxis und Reflexion auf dem Boden ihrer sozialen Wirklichkeit wächst.

Immer mehr Frauen rufen nach dem Brot des Lebens, und nicht nur dies. Sie wollen dieses Brot mit ihren Schwestern teilen und essen. Dies aus der Erfahrung, dass Frauen in den gegenwärtig existierenden Kirchen sprachlich totgeschwiegen und eucharistisch ausgehungert werden, sie diesem Sachverhalt aber nicht nur ihre Situationsanalyse entgegenhalten, sondern als 'Frauenkirche' den quälenden Hunger nach Sinn durch heilende Rituale in sinnstiftenden Gemeinschaften zu stillen suchen. Frauenkirche als Kampfansage gegen die Männerkirche? Frauenkirche als sektiererisches Häuflein frustrierter Frauen? Mitnichten! Frauenkirche ist eine Erneuerungsbewegung innerhalb der christlichen Kirchen, eine als Lebenselixier fungierende Gemeinschaft auf dem Boden christlicher Kirchen. In der Frauenkirche schliessen sich Frauen zusammen, die kritisch hinterfragen, welche Rolle die

christliche Religion für die Stabilisierung und Rechtfertigung patriarchaler Herrschaftsformen in unserer Gesellschaft spielt/e, und die christliche Visionen, verschüttete Traditionen, christliches Gedankengut feiern wollen. «Frauenkirche bedeutet, dass Frauen zum ersten Mal kollektiv den Anspruch erheben, Kirche zu sein, und dass sie sich die Tradition des Exodus aneignen – als Gemeinschaft der Befreiung vom Patriarchat.» (72) Die Frauenkirche stellt sich in die lange Reihe der prophetischen Traditionen und Erneuerungsbewegungen, die aus dem Judentum über Jesus bis in die heutige Zeit immer wieder neugeboren werden und ihre Legitimation aus dem Ursprungsmythos des Exodus beziehen, der Geschichte der Befreiung eines versklavten Volkes aus der Tyrannei des damals mächtigsten Weltherrschers, des Pharao. Gott steht auf der Seite der Unterdrückten, Kleinen, Armen – Gott will ihre Befreiung. Damit wendet sich die Frauenkirche gegen die in jeder Religion festzustellende stabilisierende Tendenz: Religion hat sich immer dazu hergegeben, den sozialen Status quo, hier des Patriarchats, zu untermauern. Weil Frauen die Macht der etablierten Kirche so negativ, weil sie ihr Wort so ambivalent erfahren, wird dieses konstruktive Sich-Wehren als Frauenkirche existentiell dringlich. Frauen wollen Mitglieder einer Kirche sein, die für sie sinnstiftende Gemeinschaft sein kann, aber sie «können nie authentische Mitglieder einer Kirche sein, solange sich diese Kirche nicht als Gemeinschaft definiert, die das Patriarchat als grundlegende Ausdrucksform der Unterdrückung zu überwinden trachtet, als Ausdruck der Herrschaftsstrukturen zwischen Männern und Frauen, zwischen den Generationen, zwischen den Mächtigen und den Schwachen.» (79)

Als geisterfüllte Erneuerungsbewegung muss die Frauenkirche die Hauptübel und Wahngelbe der herrschenden Institution Kirche benennen und abschaffen. Der Klerikalismus, Brut des Patriarchats, der vorgibt, die geweihte Priesterschaft

sei von Christus direkt eingesetzt und der nur eine hierarchische Grundstruktur zwischen Mitgliedern des Klerus und Mitgliedern der Laienschaft («die Beziehung eines allwissenden Vaters zu einem hilflosen Kind» (92)) kennt, muss von der Frauenkirche entlarvt und demontiert werden, so Ruether. Der Klerikalismus hat für viele Männer und Frauen Entfremdungsprozesse in Gang gesetzt, die rückgängig gemacht werden müssen: Entfremdungsprozesse bezüglich der christlichen Sakramente (93), Entmündigung im Bereich der theologischen Bildung durch Aneignung dieses Monopols durch den Klerus (98) und der Ausschluss der Laien von sämtlichen Bereichen und Fragen der Kirchenverwaltung (100). Die Frauenkirche muss sich die Verantwortung für die geistlichen Funktionen bezüglich Sakramenten, Bildung und Strukturfragen erkämpfen, denn in einer sinnstiftenden Gemeinschaft müssen geistliche Funktionen aus deren Mitte herauswachsen und als Kollektiv verantwortet werden. Wie aber können dies Frauen (Laien allgemein) anders tun, denn als eigene christliche Gemeinschaft, wenn ihnen dieses Recht und diese Verantwortung allein durch ihre Geschlechtszugehörigkeit genommen ist?

Ruether dazu: «Wenn wir den Klerikalismus als Prozess der Enteignung sehen, durch den dem Volk die geistliche Kompetenz und die Verfügung über die Sakramente und die theologische Bildung genommen wurde, ist die Frauenkirche – wie alle christlichen Basisgemeinden – die revolutionäre Kraft, die diese ungerechte Enteignung rückgängig macht.» (105)

Ein weiteres für Frauen bitteres Arbeitsfeld, das sie wiederum nur als Kollektiv, eben als Kirche, angehen können, ist das Sprengen des Musters «Freiheitsversprechen und Enteignung», wie sie seit Paulus bis zu den Befreiungsbewegungen unseres Jahrhunderts stattfinden. Was damit gemeint ist: Obwohl Maria Magdalena die erste Zeugin der Auferstehung war, obwohl christliche Prophetinnen, Gemeindeleiterinnen und geistliche Autoritäten wie Priska, Eudokia, Phoebe und Thekla bekannt sind, schrieb das institutionelle Christentum eine andere, Frauen verschweigende und frauenfeindliche Geschichte; obwohl Frauen zentrale Antriebskräfte und Mitkämpferinnen in Befreiungsbewegungen der Dritten Welt sind, werden ihre Ansprüche chauvinistisch überdeckt und als Nebenwidersprüche neben so gewaltigen Themen wie Rassismus und Kolonialismus abgetan. «Die Geschichte der Versprechungen und des Verrats an Frauen lehrt, dass die Befreiung der Frauen nur ein Werk der Frauen sein kann. Von Frauenbefreiung kann erst die Rede sein, wenn die Frauen selbst die Bedingungen dafür definieren, wenn sie existierende Befreiungsbewegungen so formen, dass ihre eigene Befreiung aus dem Patriarchat darin inbegriffen ist.» (71)

Trotz entmündigender und deprimierender Erfahrungen bezüglich institutioneller Kirche (wo «der Dienst in ihren Reihen unsere Seelen vergiften kann» (17)) legt Ruether der Frauenkirche mahnend ans Herz, Kirche zu bleiben, d.h. sich nicht von der Mutterinstitution abzuschneiden als Reaktion aus verbittertem Herzen. Sie gibt der feministischen Bewegung allgemein viel bessere Chancen ihre Ziele zu erreichen, wenn sie die vorgespurten Wege der Institution benutzt, «statt die notwendigen institutionellen Strukturen selbst aufzubauen» (51). «Institutionen sind porös», schreibt Ruether und meint, das feministische Bewusstsein sei schon in vielen Nischen und Winkeln der Institution am Wirken. Ruether legt deshalb so viel Gewicht auf diese Mahnung, weil sie die Geschichte des Christentums als eine Geschichte analysiert, wo es kontinuierliche Spannungen und Konflikte zwischen zwei Modellen von Kirche gibt, ja geradezu geben muss: zwischen der Kirche als geisterfüllter Gemeinschaft und der Kirche als historischer Institution. Diese Konflikte prägten schon die ersten Stunden des Christentums: auf der einen Seite die von den Begleiter/innen Jesu getragene Erneuerungsbewegung des Judentums, auf der anderen Seite das heraufziehende episkopale Christentum. «Die christliche Kirche musste Formen für eine historische Existenz finden. Im späten ersten Jahrhundert begann sich ein post-paulinisches Christentum

herauszubilden, das sich an der traditionellen Führungsstruktur der Synagoge orientierte.» (21) Ruether zeigt die christliche Geschichte als eine Geschichte der blutigen Schnitte und Schismen zwischen historischer Institution und geisterfüllten Gemeinschaften, und sie bedauert diese Entwicklung, denn sie ist der Meinung, «dass Kirche weder ausschliesslich als historische Institution noch ausschliesslich als geisterfüllte Gemeinschaft interpretiert werden kann. Kirche existiert vielmehr als eine Form dialektischer Interaktion zwischen den beiden Polen» (43). Beide Modelle irren nach Ruether, wenn sie ohne das andere auszukommen meinen, und sie wünscht sich in diesem Sinne eine Kirche, wo es die Institution schafft, ihre Aufgabe der wahrhaftigen Vermittlung von christlicher Tradition gerecht zu werden «während sie gleichzeitig der lebendigen Geisterfahrung so wenig Hindernisse wie möglich entgegenstellt.» (46)

Christliche Kirchengeschichte ist Schismengeschichte, wobei das traurige Fazit fast immer so ausfällt, dass die von der Institution abgeschnittenen Bewegungen wie auch die sich selbst distanzierenden Gemeinschaften ins Schweigen und Vergessen fallen. Wird dieses Schicksal auch die in der Exodusemgemeinschaft der Frauenkirche versammelten Frauen treffen, wenn wir uns von der Mutterinstitution zu schnell verabschieden? Ist es andererseits mit der Mutterinstitution Kirche schon so weit, dass sie von geisterfüllten Gemeinschaften nicht mehr neu belebt werden kann, dass der frische Atem wie durch ein morsches Gerippe bläst?

Ruether legt uns Frauen ans Herz, weiterhin Gratwanderinnen zu bleiben, in- und ausserhalb der Institution zu wirken, und sie meint, Frauen müssten lernen, Institutionen, die schon existieren, kreativ zu nutzen, ohne sich von ihnen kontrollieren oder unterdrücken zu lassen.

Gottlob haben wir Frauen eigene Quellen entdeckt, die uns auf dem Weg durch diese Wüste erfrischen können: Rituale, Zeremonien, Orte und Zeiten der Wundheilungen und der Feste, die jede Glaubensgemeinschaft, die sich um ein erfülltes Gemeinschaftsleben bemüht, braucht. Über die Hälfte des Buches ist dem praktischen Teil der Frauenkirche gewidmet. Die liturgischen Ideen, die Ruether zusammengetragen hat, sind verschiedenen Kulturbereichen und Zeitepochen entnommen: 1. der vorbiblischen Tradition des Nahen Ostens, 2. der jüdischen Tradition und 3. der christlichen Tradition. Die Darstellung der Liturgien ist in vier Kapitel aufgeteilt:

1. Gestaltung von Kirche als Gemeinschaft der Befreiung von Patriarchat und von allen Formen der Unterdrückung (z.B. Rituale der Versöhnung, Die Taufe...)
2. Rituale der Heilung in Krisensituationen und nach der Erfahrung von Gewalt (z.B. Scheidungsritual, Heilritual für eine vergewaltigte Frau, Heilritual nach einer Abtreibung...)
3. Rituale des Lebenszyklus (z.B. Pubertätsritual für eine Heranwachsende, Zeremonie für das Lebensbündnis eines lesbischen/heterosexuellen Paares, Liturgie der Menopause...)
4. Zeremonien, die sich auf die Zyklen der Natur und auf die Zeitrhythmen beziehen (z.B. der Zyklus von Tag und Nacht, Der Zyklus des Monats: Menstruations- und Neumondrituale, Herbst-, Winter-, Frühling- und Sommerfeiern...)

Die Frauenkirche, wie sie uns Ruether in den USA als wachsende Kraft beschreibt und wie sie auch in Europa erste Spuren zeitigt, ist ein Ort oder kann ein Ort werden, wo wir Frauen keinen «Mangel leiden an Worten der Weisheit; wir werden nicht hungern müssen nach dem Brot des Lebens» (89).

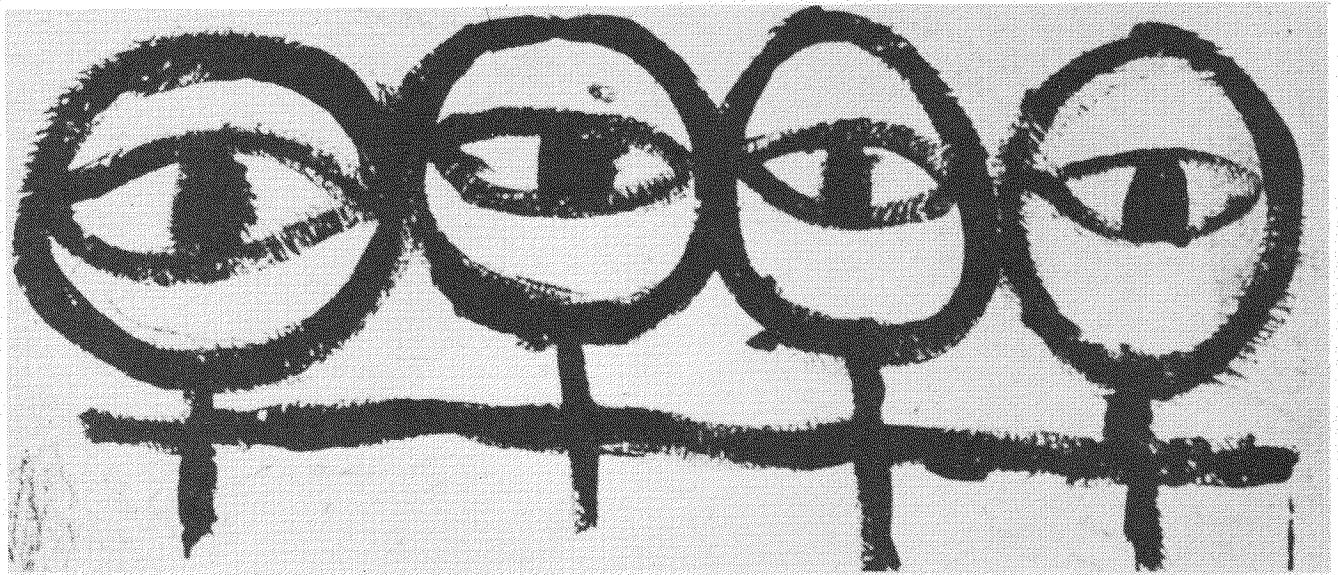
Doch wir werden uns in sinnstiftenden Gemeinschaften zusammentun müssen als «Kirche der Frauen, nicht im Exil, aber im Exodus» (89), und dieser Exodus kennt separatistische Stadien – nicht als Ideologie –, denn diejenigen, die die grössten Schmerzen empfinden, diejenigen, die am meisten hungern, müssen sich als Leidens- und Feierguschaft unter sich zusammentun, um einander behutsam und nachhaltig zu heilen.

Warum neue Institutionen gründen?

Schweizerischer Theologinnenverband

50 Jahre Theologinnen in der Schweiz: dessen wurde schon vor 20 Jahren an der Jahresversammlung des Schweizerischen Theologinnenverbandes gedacht. Während des ersten Weltkrieges also wagten sich einzelne Frauen, sich unter die Theologiestudenten zu mischen. Diese Möglichkeit war ihnen nie verwehrt. Die Frage war nur: was dann? Der Abschluss des Studiums erschliesst noch kein Pfarramt. Dazu braucht es noch das Einverständnis der Kirche, in einzelnen Kantonen gar des Staates. Hier begann der Weg steil, steinig und mühsam zu werden. Denn es fehlten die gesetzlichen Grundlagen. Frauen im Pfarramt waren in den diversen Kirchenordnungen einfach nicht vorgesehen. Jetzt, da Theologinnen mit abgeschlossenem Studium sich um eine Stelle bewarben, began-

nen überall hitzige Diskussionen pro und contra: in der Presse (beileibe nicht nur der kirchlichen!), in Gesprächen in Kirchen- und Synodalräten, vor Synoden und Pfarrkapiteln – überall wurde darüber diskutiert. Die Gegner hatten ja leichtes Spiel, Bibelstellen gegen die Frau im Pfarramt anzuführen. War es nicht ein Stück guter Schöpfungsordnung: Untertan sei die Frau dem Manne, eine Gehilfin allerhöchstens. Dafür gab es doch Gemeindefrauen mit eigenem Ausbildungsweg in Zürich und Genf! Und hatte Paulus nicht selber geschrieben: die Frau schweige in der Gemeinde? Weitere Gründe dagegen wurden vorgebracht: Würde eine Frau überhaupt die Spannungen in diesem Beruf aushalten? Wäre sie nicht hoch überfordert, psychisch und physisch? «Die Würde des weiblichen Geschlechts», hiess es, «wäre gefährdet durch öffentliches Auftreten.» Auf alle diese Einwände galt es in der ersten Zeit zu antworten, Unwahrheiten und Vorurteile auf-



Graffito della Casa della donna, Roma

zudecken und abzubauen. Zürich, Basel und Bern waren die Zentren solcher Auseinandersetzungen, bald kamen Genf, Lausanne und Neuenburg dazu. Die ersten Kolleginnen kannten einander bald. Sie waren angewiesen auf Gemeinschaft, Gedanken- und Erfahrungsaustausch und gegenseitige Hilfe.

Aber eigenartig: Zur Gründung des Theologinnenverbandes kam es erst zwanzig Jahre später. Vorerst blieb es bei der losen, freundschaftlichen Verbindung. Wer Hilfe brauchte, rief andere an. Anfangs der 30er Jahre erst einigten sie sich, wenigstens einmal im Jahr regelmässig zusammenzukommen. Dabei kam ein weiteres Anliegen zum Tragen: Weiterbildung! Eine Universitätsstadt musste Ort solcher Zusammenkünfte sein. Ein Theologieprofessor mit Rang und Namen wurde um ein Referat gebeten. Er und andere Professoren liessen sich tatsächlich bitten und kamen zu dieser kleinen Gruppe von Outsidern der Kirche, als hielten sie einen solchen Auftrag für eine besondere Ehre! Seit 1931 erscheinen regelmässig auch die «Mitteilungen» – eine Tradition, die sich bis heute im Verband fortgesetzt hat.

Erst 1939 gingen die Pionierinnen daran, ihrem losen Zusammenhalt feste Formen zu geben im schweizerischen Theologinnenverband. Festigung der Gemeinschaft, gemeinsames Vorgehen bei kirchlichen Behörden waren erstes Ziel dieses Zusammenschlusses, nicht zuletzt aber auch der Gedanke an die Studentinnen, die sich inzwischen eingestellt hatten. Sie sollten doch nicht wieder von vorne beginnen müssen! Sie sollten wissen, wo überall Kolleginnen das Terrain schon vor-

bereitet hatten, was für Möglichkeiten die einzelnen Kirchen den Theologinnen anboten. So entstanden kleine Statistiken als Orientierungshilfen. Jetzt konnte der Verband auch von berufener Seite eine Auslegung der viel diskutierten Bibelstellen erbitten. Die Herren Professoren Franz Leenhard in Genf und Fritz Blanke in Zürich nahmen sich dieser Arbeit an. 1949 erschienen die Aufsätze als Heft 24 der Reihe «Kirchliche Zeitfragen» unter dem Titel: Die Stellung der Frau im Neuen Testament und in der alten Kirche.

Es folgte für den Verband eine Zeit der Stagnation. Jüngere Kolleginnen wussten vielleicht kaum von der Existenz dieses Berufsverbandes. Wozu auch? Sie hatten ja mehr oder weniger mühelos seit Anfang der 60-Jahre Zugang zum Pfarramt gefunden, und sie fanden, sie kämen ganz gut aus mit ihren männlichen Kollegen. In den letzten Jahren hat der Verband wieder viel an Attraktivität gewonnen. Neue Fragen und Probleme werden von jüngeren Kolleginnen und Studentinnen zur Diskussion gebracht: Feministische Theologie, neue Sprache der Verkündigung, aber auch Fragen aus dem Gebiet der Psychologie und der Sozialwissenschaften oder Fragen um Teilzeit-Anstellungen. Der Verband zählt heute über 150 Mitglieder. Zur festen Tradition bei den jährlichen Treffen gehört auch der Blick über die eigenen Landesgrenzen. Kolleginnen aus dem Ausland sind jeweils unsere Gäste und sorgen dafür, dass wir uns nicht allzu sehr in unseren eigenen engen Maschen verfangen. So feiert der Theologinnenverband dieses Jahr sein 50-jähriges Bestehen.

Katharina Frey

Verein Frauen und Kirche

Vorgeschichte

Anlässlich des 1. Frauenkirchentages in Luzern im Juni 1987 wurde in einer von 170 Frauen verabschiedeten Resolution festgehalten:

- dass Frauen in den Kirchen nicht mehr bereit sind, als Mehrheit den Minderheitenstatus zu akzeptieren,
- dass Frauen sich nicht nur für Belange von Frauen in der Kirche einsetzen: es geht um Gerechtigkeit und Engagement für alle Menschen, die am Rande stehen und unterdrückt werden.
- dass wesentliche Schritte zur Oekumene getan werden müssen
- und dass der hierarchische Aufbau der Kirchen, der viele Neuerungsansätze im Keim erstickt, durch demokratische Strukturen ersetzt werden muss.

Damit diesen Anliegen mehr Gewicht zukomme, forderten die unterzeichnenden Frauen die Schaffung einer ökumenischen Frauenkirchenstelle für den Kanton Luzern.

Eine Arbeitsgruppe machte sich daran, ein Konzept für eine Frauenkirchenstelle auszuarbeiten. Die Frage war, welche Strukturen es dazu brauchen würde und wie die Stelle finanziert werden könnte.

Unbestritten war, dass ein finanzieller Anteil von den Kirchensteuern verlangt werden sollte. Für das weitere Vorgehen war wichtig, dass am Frauenkirchentag eine Basis sichtbar wurde, die die Forderung nach einer Frauenkirchenstelle den Kirchen gegenüber tragen würde. Diese Basis musste nur noch «gesammelt» und verbreitert werden. Dazu schien die Gründung eines Vereins sinnvoll.

Strukturen des Vereins Frauen und Kirche

Im Juni 1988 wurde der Verein Frauen und Kirche gegründet. Der Zweck wird in den Statuten wie folgt umschrieben: «Der Verein bezweckt, dem wachsenden Bewusstsein von christlichen Frauen Rechnung zu tragen und Raum zu schaffen für feministisch-theologisches Denken und Arbeiten und gemeinsame Erfahrungen von Spiritualität.»

Der Verein ist Träger der noch zu schaffenden ökumenischen Frauenkirchenstelle. Er besteht aus Mitgliederversammlung, Vorstand, Stelleninhaber(inen), Begleitgruppe und Projektgruppen.

Die 100%-Stelle soll zu 60% von einer Theologin besetzt werden. Die Frauenkirchenstelle hat Drehscheibenfunktion, sie übernimmt Aufgaben, die vom Vorstand und der Begleitgruppe nicht abgedeckt werden können wie Koordination der laufenden Projekte, Vernetzung und Planung (z.B. eines feministischen Glaubenskurses).

Der Vorstand des Vereins hat die Funktion des Arbeitgebers. Er stellt an, erarbeitet Tätigkeitsprogramme, ernennt Projektgruppen und sichert die Finanzierung der Stelle und der Projekte.

Die Stelleninhaber(inen) arbeitet eng mit einer Begleitgruppe zusammen. Diese Gruppe soll sie fachlich beraten und ihre Anliegen nach aussen vertreten.

Ein grosser Teil des Budgets (die restlichen 40%) soll für die Projektgruppen zur Verfügung stehen. Verschiedene Basisgruppierungen können dadurch materielle Unterstützung erhalten.

Mit dem relativ grossen Projektanteil möchte der Verein der Gefahr begegnen, dass die Verantwortung für die Arbeit an die Stelleninhaber(inen) delegiert wird, möchte er ermöglichen, dass die Bewegung, die rund um den Frauenkirchentag entstanden ist, lebendig bleibt.

Oekumenische Frauenbewegung Zürich

«Nur keinen Verein gründen!» Zu dieser Überzeugung hatten sich vor zwei Jahren 60 Frauen an einer Arbeitstagung mit dem Thema «Netzwerk-Frauenkirche-Orden» durchgerungen. Verein tönte nach starren Strukturen, nach langweiligen Versammlungen, nach «Präsident und Aktuar». Wir suchten nach etwas anderem. Wir stellten uns eine Form vor, in der jede Frau sich engagiert, in der keine im Namen von anderen handelt und Beschlüsse fasst, eine Form, die sich wandeln kann und lebendig bleibt. Wir hatten Angst um die sich bildende Bewegung. Bisher hatten sich neben den Frauengruppen, die in der Disputation entstanden waren, spontan neue Gruppen gebildet, als Arbeits- oder Interessengruppen: zur Vorbereitung von Frauenkirchentagen, Gottesdiensten, Jahreszeitenfesten, zur Arbeit an Liedern oder feministisch-theologischen Kursunterlagen, als Meditations- und Komunitätengruppen. Zu den verschiedenen Anlässen wurde eingeladen. Immer mehr Frauen liessen sich auf eine Adressliste setzen. Die Liste wuchs, jemand musste sie führen, verwalten, die Adressen ausdrucken etc. Andere Frauen schrieben Berichte. «Wer seid ihr?» wurden wir gefragt. «Wer sind wir?» fragten wir uns selber. Genügt es zu sagen, wir seien verschiedene Frauen mit ähnlichen Erfahrungen im Raum Religion und Kirche und mit ähnlichen Anliegen? Wir zählten jedesmal alle Gruppen auf. Es genügt nicht. Und vor allem: Alles was eine sagte, galt in gewissem Mass auch für andere. Aber ohne Abmachung, unverbindlich. Wir brauchten eine Vereinbarung und einen Namen. Identität. Für uns selber und gegen aussen. Etwas, worauf wir uns einigen und damit auch festlegen würden, um dann auch zu behaften und behaftet werden zu können. Beängstigend diese Wörter, wenn frau sie genau ansieht: festgelegt und behaftet werden.

Es blieb uns schliesslich nichts anderes übrig. Entweder wir definieren uns selber, oder wir werden definiert von aussen. Dann lieber selber.

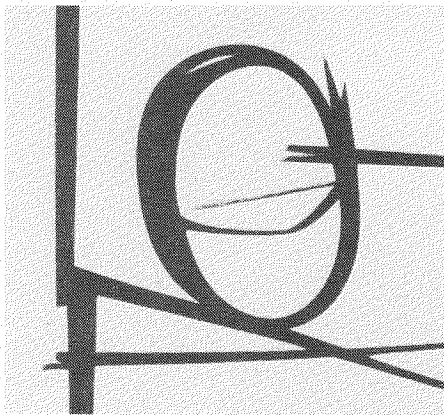
Mit Vorbehalten und im Bewusstsein, uns in eine «männliche» Form hineinzubegeben, taten wir den Schritt und gründeten doch einen Verein, dessen Form sich übrigens als weniger starr erwies, als wir angenommen hatten. Es blieb einiges an Spielraum für eigene Gestaltung: Wir wählten keine Präsidentin, die Vorstandsfrauen führen die Geschäfte gemeinsam. Der Vorsitz geht reihum, ebenso das Führen des Protokolls. Versammlungen können jederzeit einberufen werden und haben alle Kompetenzen. Der Vorstand kann Geschäfte an die Mitgliederversammlung abgeben.

Wir versuchten, am Gewachsenen möglichst wenig zu verändern: Die eigentlichen Aktivitäten geschehen nach wie vor in den verschiedenen Gruppen. Der Verein besteht aus Mitgliedfrauen, die sich zu Projektgruppen zusammengeschlossen haben, aus Mitgliedfrauen, die nur die Veranstaltungen besuchen oder die Informationen erhalten, aber jederzeit eine neue Projektgruppe gründen können innerhalb des Vereinszwecks: «Raum schaffen für frauenspezifische religiöse Anliegen und für feministisch-theologisches Denken und Handeln». Ausserdem gehören dem Verein nicht stimmberechtigte Passivmitglieder an, darunter auch Männer. Die Beteiligung oder Nichtbeteiligung von Männern gab an der Gründungsversammlung erwartungsgemäss zu reden. Wir waren uns darin einig, dass wir die Vereinsarbeit ohne männliche Mitsprache gestalten wollten. Viele der Anwesenden wollten aber den Männern die Möglichkeit geben, ihre Sympathie für unsere Anliegen bezeugen zu können. So stimmten die Frauen an der Gründungsversammlung schliesslich knapp dem Vorschlag zu, Männer als Passivmitglieder zu begrüssen. Nach erfolgter Gründung fühlten wir uns erstaunlicherweise erleichtert und froh, als hätten wir nun doch ein Stück Boden gewonnen, auf dem wir uns, so hoffen wir, bewegen können.

INSPIRATIONEN

In Vera Pillers Gedichten und Tagebuchauszügen steht die Forderung nach Utopie im Zentrum. Ihren lebenslangen Kampf gegen die Hoffnungslosigkeit des Lebens verlor sie, aber sie hielt durch bis zu ihrem Tod im Alter von 33 Jahren.

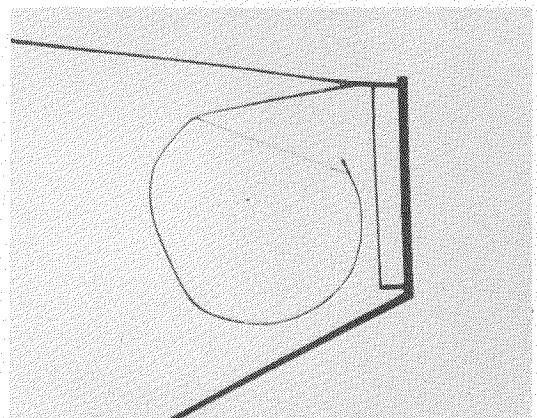
Die Gedichte sind – mit freundlicher Genehmigung des ECO-Verlages in Zürich – dem Buch «Macht damit was ihr wollt», herausgegeben von Rolf Thut, entnommen.



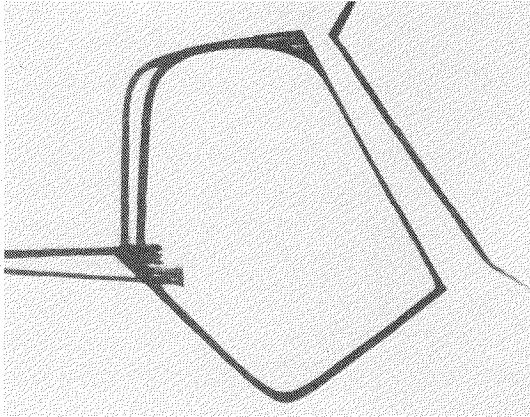
Maria Lassnig, Statische runde Meditation

Wir kümmern uns nicht mehr darum,
irgendwann vor ein paar Tagen
haben wir beschlossen,
uns den Mund mit Zickzackstichen zuzunähen,
doppelt,
damit es hält,
mit Eisengarn,
damit es wetterfest ist.
Also werden wir nichts mehr sagen,
Gerüche
werden uns nicht mehr irritieren,
Gespräche
werden uns nicht mehr beunruhigen.
Irgendwann vor ein paar Monaten,
haben wir beschlossen,
Nase und Ohren mit flüssigem Wachs zu füllen.
Asbest
mit Uhu-Alleskleber auf den vier Öffnungen zu befestigen,
damit es hält.
Also werden wir nichts mehr riechen
und nichts mehr hören,
wir kümmern uns nicht mehr darum.
Für die Augen
haben wir eine Hollywood-Schlafmaske vorgesehen,
wattiert,
zum Abnehmen,
denn sehen
wollen wir in ein paar Jahren noch,
sehen
**WAS WIR VERSÄUMTHABEN ZU SEHEN,
WAS WIR VERSÄUMTHABEN ZU RIECHEN,
WAS WIR VERSÄUMTHABEN ZU SAGEN,
WAS WIR VERSÄUMTHABEN ZU HÖREN,**
sehen,
dass sich nichts geändert hat.

Es gibt welche,
die linken dich vom Schreibtisch aus.
Wenn du das früh genug tickst,
dann zieh dir deinen Hut tief ins Gesicht
und beschliesse: von nun an
werden die Leute von mir reden.
Es werden nun harte Zeiten kommen,
und du musst aufpassen,
dass du nicht jeder honigblonden, dauergewellten,
einen Kinderwagen vor sich herschiebenden,
einen Ehering am Finger tragenden
Lady an die Kehle springst.
Es werden harte Zeiten kommen,
wenn du versuchst,
den friedlichen Jungs an der Riviera zu erklären,
dass es etwas zu tun gibt,
dass science fiction und satisfaction Worte sind,
die man mal auf Deutsch aussprechen sollte.
Es werden harte Zeiten kommen,
wo du dich gegen alles
und alle wehren musst,
wo du spürst die guten Freunde sind rar,
sie hängen noch an ihrem armseligen Leben.
Die Leute reden nun von dir,
und du musst deinen Hut
immer tiefer ins Gesicht ziehen,
sonst erkennen sie dich an den Wunden,
die sie dir geschlagen haben.
Dann, eines Tages,
wird es soweit sein.
Sie werden gegen deine Haustür treten
und rufen:
Aufmachen, jeder Widerstand ist zwecklos,
das Haus ist umstellt.
Wenn es soweit ist,
dann ziehe ruhig deine MP unter dem Bett hervor
und nimm den Hut ab,
denn jetzt sollen alle sehen,
von wem da geredet wird.
Und dann nimmst du noch ein paar von den Schutzengeln,
die diese Erde bevölkern,
mit dahin, wo sie hingehören.
Man wird noch eine Zeitlang von dir reden,
man wird dich eventuell sogar
in ein paar linken Politschmökern unsterblich machen,
und vielleicht lernen einige andere daran
dass es nur zwei Möglichkeiten gibt:
die eine, menschenwürdig zu leben,
und die andere, den Hut zu ziehen
und zu sagen:
Adieu Freunde.



Maria Lassnig, Statische Meditation II



Maria Lassnig, *Statische Meditation*

Das Ende ist,
dass die Menschen einander umbringen
und die Städte in Brand stecken.
Die These,
dass der Mensch von Natur aus gut ist,
wurde wahrscheinlich erst viel später erdacht,
gegen jede Erfahrung.
Mein Essen ist kein Essen
und mein Schlaf ist kein Schlaf,
ich möchte aufschreien,
die Fingernägel mir ins Fleisch graben.
WEN SUCHSTDU DENN?
ICH?
Ich bin ertappt,
versteinert.
NIEMANDEN!
Dann merke ich,
dass mir die Tränen übers Gesicht laufen,
am liebsten würde ich einfach losfahren
bis übers Ende der Welt hinaus.
Wahnsinn ist das!
Ich möchte etwas zerreißen – zerbrechen – zerschlagen.
Ich sehe mich im Spiegel,
wie man die Flut kommen sieht,
die auf einen zustürzt,
und bleibe wie betäubt stehen,
es ist mir
als stehe das Dach über meinem Kopf in Flammen,
als stürze die ganze Welt rings um mich zusammen,
die Erde brennt unter meinen Füßen.

NEUERSCHEINUNGEN

Margaret Collier-Bendelow, Gott ist unsere Mutter. Die Offenbarung der Juliana von Norwich, Freiburg i.Br. 1989 (Herder Frauenforum)

Heide Göttner-Abendroth, Das Matriarchat II, 1. Stammesgesellschaften in Ostasien, Ozeanien, Amerika, Stuttgart 1989 (Kohlhammer)

Ulla Kamps-Blass/Eva Maria Ziebertz (Hrsg.), Wenn Frauen beten. Ein Gebetbuch für alle, die neue Wege einer weiblichen Spiritualität suchen, München 1989 (Kösel Verlag)

Ingeborg Kruse, Mädchen, wach auf! Frauengeschichten aus dem Neuen Testament, Stuttgart 1989 (Kreuz Verlag)

Doris Lindenblatt/Inge Tiemann, Maria von Frauen entdeckt. Anregungen für die Gruppenarbeit, Düsseldorf 1988 (Klens Verlag)

Maria Mies, Patriarchat und Kapital. Frauen in der internationalen Arbeitsteilung, Zürich 1988 (Rotpunkt Verlag)

Herlinde Pissarek-Hudelist (Hrsg.), Die Frau in der Sicht der Anthropologie und Theologie, Düsseldorf 1989 (Patmos Verlag)

Annelies Reuschel, Frauengottesdienste. Gottesdienstfeiern von Frauen für Frauen und die ganze Gemeinde, (Butzon & Bercker)

Letty M. Russell (Hrsg.), Befreien wir das Wort. Feministische Bibelauslegungen, (Kaiser Verlag)

Hilke Schlaeger (Hrsg.), Mein Kopf gehört mir. Zwanzig Jahre Frauenbewegung, München 1988 (Frauenoffensive)

Angelika Schmidt-Biesalski (Hrsg.), Befreit zu Rede und Tanz. Frauen umschreiben ihr Gottesbild, Stuttgart 1989 (Kreuz Verlag)

Eva Renate Schmidt u.a. (Hrsg.), Feministisch gelesen. Ausgewählte Bibeltex-te für Gruppen und Gemeinden, Gebete für den Gottesdienst, Bd. 2, Stuttgart 1989 (Kreuz Verlag)

Petra Stendebach/Elis. Prégardier, Lieber Lukas! Endlich erhält Lukas von zwei Frauen Antwort auf seine Frohe Botschaft. Appell an die Männerwelt der Kirche, (Plöger Verlag)

Marianne Ulmi, Frauenfragen Männergedanken. Zu Georg Simmels Philosophie und Soziologie der Geschlechter, Verein Feministische Wissenschaft, Postfach 7321, 8023 Zürich

Bärbel von Wartenberg-Potter, Die Reise der Pachamama. - Eine theologische Erzählung. Das Magnificat der Maria heute, Stuttgart 1989 (Kreuz Verlag)

Erika Wisselinck, Jetzt wären wir dran. Frauen und Politik, München 1988 (Frauenoffensive)

Arbeitsgruppe Friedensforschung, Stella Jegher/Verena Mes-serli-Rohrbach/Marianne Schmidt-Thurnherr, Friedliche Frauen – mächtige Frauen? Auswertung des Symposiums «Aufbruch der Frauen» vom April 1987, Verlag Friedensforum, Postfach 508, 4021 Basel

Diktatur des Marktes – Frauen, Arbeit und Widerstand, in: Widerspruch 16/88, Postfach 652, 8026 Zürich

Der Kaiserinnen neue Kleider. Feministische Denkbewegungen, in: beiträge zur feministischen theorie und praxis Nr. 24, Köln 1989.

Impressum:

Herausgeber:

Verein zur Herausgabe
der feministisch-theologischen
Zeitschrift FAMA

Redaktionsteam:

Li Hangartner, Luzern
Monika Hungerbühler, Laufen
Carmen Jud, Luzern
Cornelia Jacomet, Zürich
Monika Senn Berger, Luzern
Doris Strahm, Basel
Silvia Strahm Bernet, Luzern
Regula Strobel, Freiburg i. Ue.

Administrations- und

Redaktionsadresse:

Verein FAMA
Doris Strahm,
Hebelstrasse 97, CH-4056 Basel

Fotosatz und Druck:

Gegen-Druck Luzern

Abonnement:

Normalabo Fr. 18.-
GönnerInnenabo Fr. 25.-
Auslandabo Fr. 20.-
Abonnementsbestellungen bei:
Verein FAMA, Hebelstrasse 97,
CH-4056 Basel
Kündigung bis spätestens drei
Monate vor Ablauf des Abos.
Einzelnummern (solange Vorrat)
Fr. 5.- plus Porto.
FAMA erscheint vierteljährlich

Retours: Verein FAMA
Hebelstr. 97, CH-4056 Basel

A.Z. 6000 Luzern 2

Inhaltsverzeichnis

Editorial	2
Feministische Politik drinnen und draussen: ZerreiSSproben (Christine Goll)	2
Bilanz nach vier Jahren Einmischung (Gret Haller)	4
Der Geist weht, wo sie will (Silvia Strahm Bernet)	6
Wieviel Dissidenz ist innerhalb der Kirche möglich (Rita Blättler)	7
Warum sind wir als Feministinnen noch in der Kirche? Drinnen – aber aus der Froschperspektive (Agnes Leu)	8
Und sie bewegt sich doch (Esther Borer-Schaub)	9
Als Feministin in der Kirche (Barbara Ruch)	9
Hier und jetzt das neue Brot des Lebens backen (Monika Hungerbühler) ...	10
Warum neue Institutionen gründen? Schweizerischer Theologinnenverband (Katharina Frey)	12
Verein Frauen und Kirche (Heidi Müller Frey)	13
Ökumenische Frauenbewegung Zürich (Irene Gysel-Nef)	13
Inspirationen: Gedichte von Vera Piller	14
Neuerscheinungen	15

Bildnachweis

S. 3 aus: Hamburger Staatstheater, Programmheft Tristan und Isolde Hamburg 1988, S. 18
S. 10 aus: Skulptur im 20. Jahrhundert. Prospekt der Ausstellung im Wendenpark Riehen/Basel. Basel 1980, S. 131.
S. 5, 7, 9, 14, 15 aus: Maria Lassnig, Mit dem Kopf durch die Wand. Klagenfurt 1989, S. 55, 47, 23, 18, 19.

Hinweise

Im März dieses Jahres wurde in Österreich das «Österreichische Frauenforum Feministische Theologie» gegründet, ein Verein, dessen Ziel es ist, «Frauen, die im kirchlichen Dienst hauptamtlich oder ehrenamtlich tätig sind, (zu) unterstützen und die feministisch-theologische Arbeit (zu) fördern. Das Frauenforum will aber auch gegen jede Diskriminierung von Frauen in der theologischen Arbeit und in der kirchlichen Praxis kämpfen und diesbezügliche Vorfälle öffentlich aufzeigen. Weiter will sich der Verein für frauenspezifische Interessen gegenüber gesellschaftlichen Institutionen einsetzen.» Obfrau des Vereins ist: Kornelia Holzner, Hernalser Hauptstrasse 13, 1170 Wien.

An der **Paulusakademie** findet ein **Kurs zum Thema: Frauen-Widerstand: die eigene Macht freisetzen** statt. (Gemeinsam mit den Frauen für den Frieden, Zürich) 30. August, 13./20. September 1989.

In eigener Sache

Die einzelnen Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Die Arbeitstitel der nächsten Nummern lauten:

Umgang mit der Bibel (Septemberrummer)

Mitleid/Gerechtigkeit (Dezemberrummer)

Mitarbeiterinnen dieser Nummer

Rita Blättler, Trutigen, 6203 Sempach

Esther Borer-Schaub, Kraftwerkstrasse 10, 4303 Kaiseraugst

Katharina Frey, Nordstrasse 11, 5036 Oberentfelden

Christine Goll, Kornhausstrasse 34, 8006 Zürich

Irene Gysel-Nef, Zwingliplatz 4, 8001 Zürich

Gret Haller, Länggassstrasse 53, 3012 Bern

Li Hangartner, Eichmattstrasse 4, 6005 Luzern

Monika Hungerbühler, Ziegeleistrasse 28, 4242 Laufen

Agnes Leu, Wyssthanweg 1, 3150 Schwarzenburg

Heidi Müller Frey, Sempacherstrasse 30, 6003 Luzern

Barbara Ruch, Habsburgerstrasse 35, 6003 Luzern

Silvia Strahm Bernet, Klosterstrasse 11, 6003 Luzern